

Weder: Nie! noch: Immerfort!

(Ni jamais, ni toujours,)

ist der Liebe Losungswort.
(c'est la devise des amours.)

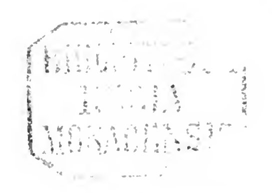
Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet
von
Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.

Stuttgart & Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger & Comp.
1837.



Erstes Kapitel.

Frau von Asveda.

Wenn man über einem günstigen Erfolg, einem unerwarteten Glück eingeschlafen ist, so wähnt man bei'm Erwachen noch immer von einem Traumbilde geäfft zu seyn. Sind wir dagegen von irgend einer neuen Bekümmerniß niedergedrückt, so mahnt uns das Gedächtniß sehr schnell, daß dieß kein Traum sey, während es weit langsamer einer erwünschten Thatsache uns vergewissert: wir sind mißtrauisch gegen das Glück.

Als ich nach der sonderbaren, in den Straßen von Paris verbrachten Nacht erwachte, zweifelte ich gleichfalls an der Wirklichkeit des Abentheuers; nicht eben, daß dasselbe ein großes Glück für mich gewesen wäre und eine besonders glückliche Zukunft verspräche... wer weiß sogar, ob ich nicht brennende Gewissensbisse

über mein gutes Glück empfand? ... Die Art und Weise aber war so seltsam, so neu, daß es nicht zu verwundern ist, wenn es meine Gedanken mehr, als ein anderes Abentheuer beschäftigt.

Jezt muß ich erwarten, bis es Adelen gefällig ist, an mich zu schreiben, mir ein neues Stelldichein zu geben; und gefiele es ihr nicht mehr... hätte sie nur einer Laune genügen wollen... und ich würde nichts mehr von ihr hören... so läge darin etwas Schmerzliches für meine Eigenliebe. Ich war vielleicht ein Bischen gar zu gehorsam; ich hätte diesem Fiaker ohne ihr Wissen folgen sollen, es wäre mir sehr leicht gewesen und ich wüßte jezt, wo sie wohnt, und wahrscheinlich ihren Namen und ihre Stellung in der Welt. Ich bin wie ein tapferer Ritter der alten Zeit zu Werk gegangen, habe gewissenhaft meine Versprechungen gehalten, was ohne Zweifel sehr schön ist; wir sind jedoch weit entfernt von der Zeit der Ritter, Minnesänger und Edelfräulein, und wenn man jezt in ihrer Weise gegen die Damen handelt, läuft man Gefahr, ausgelacht zu werden.

Geduld ist Alles, was ich mir rathen kann; ich habe solche, denn ich beschäftige mich so viel möglich mit Literatur und Theater. Man arbeitet jedoch

schlecht, wenn man sehr von etwas Anderem eingenommen ist; das Bild Adelen's verfolgt mich unaufhörlich. Seit sie meine Wünsche gekrönt hat, bin ich, wie mir scheint, noch hundertmal mehr in sie verliebt. Weit entfernt, mich vergnügt und glücklich zu finden, daß ich die Gunst einer so hübschen Frau erhalten habe, ist mein Herz nur noch glühender, noch bewegter bei dem Andenken an sie... Wahr ist, an diesem Abentheuer war Alles so sonderbar, dieser Fiaker... diese Dunkelheit... Ist man denn völlig glücklich, wenn man nicht auch Liebe und Vergnügen in den Augen der Geliebten lesen kann?... O nein! ich habe noch nicht Alles von ihr erlangt, weil sie ihr reizendes Gesicht vor mir barg!... Wie sehne ich mich, sie zu sehen, sie ganz nach Muße zu betrachten! ich hoffe, unsere nächste Zusammenkunft wird nicht bei Nacht Statt finden, oder haben wir alsdann Licht.

Zwei Tage vergehen. Keine Nachricht von ihr. Ich begreife, daß sie mir noch kein neues Stelldichein geben konnte; möglich, daß sie nicht Herrin ihres Thuns und Lassens ist; mir aber nicht zu schreiben... kein Wort, nicht ein kleines Billet — nach der Nacht, die wir zusammen in der Citadine verbracht haben!...

o! das ist sehr böse!... ich begreife es nicht!... oder ich fürchte vielmehr, daß ich sie nur zu gut errathen habe... Es war eine Laune, der Einfall einer hübschen Frau!... Diese Damen... die Damen der großen Welt besonders, befriedigen ihr momentanes Gelüste! Eine Bürgerfrau würde sich ein Gewissen daraus machen, solchen Phantasieen nachzugeben; in der guten Gesellschaft räsonnirt man aber anders: man verschafft sich ein Möbel, ein Geschmeide, einen Stoff, der einem gerade gefällt, warum sollte man sich nicht auch ein Tête-à-tête mit einem Künstler verschaffen, dessen Werke einem gefallen; man verkleidet sich, umgibt sich mit dem Schleier des Geheimnisses, der Künstler läßt sich durch all dieß fangen... Leute von Geist lassen sich so leicht fangen! und ist die Neugierde einmal befriedigt, so giebt man, da das Herz nicht mit im Spiele war, keine Nachrichten mehr, und der arme Künstler ist quitt mit seinen Erinnerungen und Hoffnungen.

Uebrigens muß man sehr dumm seyn, um sich so viel mit einer Frau zu beschäftigen, die sich nicht mit uns beschäftigt, sich mit so wenig Artigkeit benimmt. Gewiß, ich will nicht mehr an Fräulein oder Frau Adele denken!... sey sie, wer sie wolle, was küm=

mert's mich?... habe ich nicht von ihr erhalten, was ich nur wünschen konnte?... Vielen Männern wäre es an meiner Stelle noch recht, daß es nicht weiter gekommen ist: ich denke aber nicht so! Was ist ein Glück, das sich nicht erneuen soll?... Ihr laßt mich eine köstliche Frucht kosten und wollt dann, ich solle sie ferner nicht berühren! .... Es giebt Leute, die sagen werden: »Du hast davon gekostet und sie bleibt ja stets die nämliche!« Möglich! laßt mich aber wenigstens satt daran werden.

Vierzehn Tage verstreichen, noch eine Woche ... und kein Brief, keine Nachricht ... O! es ist jezt wohl zu Ende, ich werde nichts mehr von dieser Dame hören, will nicht mehr an sie denken... und so oft ich nach Hause komme oder ausgehe, befrage ich meine Pförtnerin ... und wenn sie mir mit ihrer eisigen Kaltblütigkeit antwortet: »Es ist nichts da, mein Herr,« kann ich einer Bewegung von Ungeduld, eines Gefühls von Zorn, von Aerger nicht Herr werden... Welche Tollheit!... ärgerlich werden wegen Jemand, der sich wahrscheinlich über uns lustig macht... Das aber ist's gerade, was mich ärgert.

Nachdem ich mir eines Morgens bestimmt das Versprechen gegeben, nicht mehr an Adele zu denken,

schlage ich mit der Faust auf meinen Schreibtisch und spreche bei mir selbst: »Wohlan! man soll nicht sagen können, man habe sich über mich lustig gemacht, ohne daß ich meine Genugthuung genommen. Jezt will ich diese Dame wiederfinden, ich will wissen, wer sie ist, und wenn ich den festen Entschluß fasse, wird es mir gelingen; denn mit Beharrlichkeit und Geld verfehlt man selten sein Ziel. Von diesem Augenblick an will ich meine Nachforschungen beginnen. Ich werde überall hin gehen: in Schauspiele, Conzerte, auf Feste, Spaziergänge, in die große Welt, in Spiel-, Musik- und Tanzgesellschaften. Diese Dame ist hübsch, kokett, wahrscheinlich bleibt sie nicht in der Einsamkeit, lebt nicht lange fern von der Welt. O! ganz gewiß, es gelingt mir, sie zu treffen, und alsdann ... Meiner Treu, ich weiß nicht, was ich alsdann thue. Je nun! sind wir einmal so weit, so werden wir sehen!«

Ich fühle mich jezt ganz vergnügt über diesen meinen Entschluß, denn im Grunde meines Herzens kostete es mich viel, auf alle Hoffnung zu verzichten; ich werde Adelen wiedersehen; und in meinen neuen Planen spielt vielleicht dennoch die Liebe eine ebenso große Rolle, als die Rache! Wollten wir aber

stets in allen Handlungen unseres Lebens den Grund unserer Seele untersuchen, so wären wir, glaube ich, selten völlig mit uns selbst zufrieden.

Denselben Tag noch beginne ich meine neue Lebensweise, verwende mehr Sorgfalt auf meine Toilette, weil dieß nöthig ist, wenn man in die Welt geht, und ich mich bei einem Zusammentreffen mit meiner Unbekannten gerne vortheilhaft zeigen und ihr wo möglich Reue über ihre Vernachläßigung einflößen möchte; sollte ihr dann zufällig eine neue Laune für mich einkommen, so wollte ich meinerseits sie mit stoischer Strenge behandeln.

Ich laufe also in Abendgesellschaften, auf Bällen umher, nehme alle Einladungen an, die ich sonst zurückwies, und finde, ehe ich mich in Gesellschaft begebe, immer noch Zeit, in drei oder vier Schauspielsäle einzutreten, wo ich mich nicht setze, meine Augen rollen aber aufmerksam von oben bis unten umher, um mich von ihrer Abwesenheit zu überzeugen. Diese Lebensart gefällt mir nicht sehr; sie beschäftigt weder Geist noch Herz; der Wunsch aber, Adele wieder zu sehen, giebt mir den Muth zum Fortfahren. Adele!... welcher zu Gattung von Frauen gehören Sie?... Eine Mischung von Gefühl und Koketterie, von Spott

und Empfindsamkeit!... Woher kommt es, daß Sie eine so große Herrschaft über mich ausüben?... daß ich vor Sehnsucht, Sie wiederzusehen brenne, daß ich in Sie verliebt bin... ich glaube mehr als in irgend ein Weib?... Etwa, weil ich nicht weiß, wer Sie sind?... weil Sie sich mit geheimnißvollem Dunkel umgeben und mich mitleidslos verlassen, nachdem Sie sich haben anbeten lassen!... Ja, dieß vermehrt vielleicht mein Verlangen, Sie noch einmal zu besizen!... Die Männer sind so wenig vernünftig; nie sezen sie ihr Glück in das, was sie besizen, sondern stets in das, was sie wünschen.

Sechs Wochen sind verstrichen, sie schienen mir sehr lange. Obgleich ich mich fortwährend in sogenannten Vergnügungen herumgetrieben, habe ich doch Diejenige noch nicht erblickt, die ich suchte;... ich fange an, die Hoffnung aufzugeben. Dieses Paris ist so groß!... Ich habe gut rennen, ich werde doch nicht in alle Gesellschaften gehen können. Wenn ich meine Unbekannte in einem Salon der Vorstadt Saint-Germain suche, glänzt sie vielleicht in irgend einem Zirkel des Marais oder der Chaussée-d'Antin. Ich kann nicht jeden Abend in alle Theater von Paris eintreten; ich opfere also umsonst mein Geld für Toilette

und Miethkutschen, für meine Langeweile und meinen Verdruß.

Eines Abends kehre ich bälder, als gewöhnlich nach Hause zurück, und bin beinahe entschlossen, meine Nachforschungen aufzugeben, als ich mich an Herrn von Reveillère erinnere. Wie kommt es, daß ich in den Abendgesellschaften umherrennend, noch nicht an die seinigen gedacht habe? ... Heute ist sein Zirkel, gehen wir dorthin!

Ich steige in ein Cabriolet und lasse mich dorthin fahren. Unterwegs kommen mir tausend Erinnerungen in's Gedächtniß. Das Leztemal, als ich zu Herrn von Reveillère ging, geschah es auch in der Hoffnung, eine Frau dort zu finden, eine Frau, die ich liebte ... die ich immerfort zu lieben gedachte ... Arme Clementine! mein Gott! wie konnte ich sie so lange vergessen? ... seit jenem Abende, wo sie mich so traurig verließ, habe ich sie nicht wieder gesehen ... und es war ein wenig meine Schuld ... es sind bald vier Monate und ich habe nicht an sie denken können! ... O! wie schlecht! doch liebe ich Clementine noch ... Allein diese Unbekannte ... diese Adele hat mir den Verstand verwirrt ... O! ich möchte diese Frau da hassen! ...

Wenn ich Clementinen und ihren Mann ... ferner Adelen und meinen Vater bei Herrn von Reveillère fände! Was liegt daran? gehen wir immerhin! ich suche den Baron von Harleville nicht auf, habe aber keine Ursache, seine Gegenwart zu fliehen. Ein besonderer Unstern müßte walten, wenn man ihn wieder zum Sekundanten gegen mich wählte. Was Herrn Moncarville betrifft, so glaube ich, daß er seine Frau nicht mehr zu Herrn von Reveillère führt, seit er mich dort getroffen. Bleibt also noch Adele, die unfindbare!

Wie ich bei Herrn von Reveillère eintrete, zieht sich mein Herz zusammen, ... es scheint mir, als müsse mir in diesem Hause immer etwas zustoßen. Ich bin abergläubisch ... man sagt, es sey eine Schwachheit, eine Tollheit; allein ich sehe nichts Uebles darin, ob man diese oder eine andere Tollheit hat! und ich mißtraue denjenigen Menschen sehr, die gar keine haben.

Immer viel Leute und eine Menge neue Gesichter! Dieses Haus ist wahrhaft unterhaltend: eine lebendige Zauberlaterne. Beinahe alle Berühmtheiten vom Consulat bis auf unsre Tage sind hieher gekommen; man hätte hier im Kleinen eine Geschichte unserer

lezten Revolutionen sehen können; Menschen-Achtung würde man indeß hier nicht lernen!...

Findet man ein bekanntes Gesicht wieder, so lächelt man, tritt einander näher und empfindet ein Gefühl von Vergnügen, wie Reisende, die im fremden Lande einen Landsmann treffen.

Ich suche immer unter den Damen umher... und wenn Wuchs oder Haltung nur eine entfernte Aehnlichkeit mit meiner Unbekannten haben, so gehe ich schnell auf die Person zu;... mein Herz bleibt kalt bei den schönsten Gesichtchen, weil eine Andere es beschäftigt.

Ich habe die Salons durchlaufen, sie ist nicht da: ich setze mich an ein Fenster, meine Augen kreisen ärgerlich umher. Im anstoßenden Gemach sezt sich eben ein Musikfreund an's Piano und man bildet eine Quadrille.

»Sie tanzen nicht?« fragt mich der junge Tonsezer, den ich schon zuvor bei Herrn von Reveillère getroffen, dessen treuer Besuch er ist.

»Nein, ich habe keine Lust zum Tanzen. — Mein lieber Arthur, so oft Sie hieher kommen, haben Sie etwas Außerordentliches in der Physiognomie. Wären Sie ein Romantiker, so würde ich glauben, Sie hätten ein Frauenherz gefunden, das Ihre Männer-

brust zerrissen! ... woher kommt es aber, daß Sie, der so natürlich ist und nie ein Gefühl übertreibt, ein ernst Gesicht machen zu all den Lächerlichkeiten um Sie her? ... es fehlt hier nicht daran; man kann sie mit beiden Händen greifen! — Es beschäftigt mich in der That Etwas ... — Mit diesem Etwas werden Sie keine Eroberungen machen! — Ich bin nicht in solcher Absicht gekommen. Nur dieses Etwas führte mich her. — Auf Wiedersehen! Ich will tanzen.«

Ich nehme ein Album und blättere darin, um beschäftigt zu scheinen. Schon eine Viertelstunde sehe ich auf ein und dieselbe Lithographie, als sich zwei junge Leute auf ein Sopha neben mir werfen. Einer von ihnen ist der Marquis von Follard.

Unsere Augen begegnen sich fast in dem gleichen Moment. Er macht mir eine sehr liebenswürdige Verbeugung, als wenn wir die besten Freunde von der Welt gewesen wären. Ich erwiedere seinen Gruß und blättere in meinem Album fort.

Bald tritt ein neues Individuum zu Herrn von Follard mit den Worten:

»Guten Abend, lieber Freund! Du kommst sehr spät hieher? ... — O nein ... es ist erst zehn Uhr.

— Hast du deine reizende Base, Frau von Asveda, mitgebracht? — Ja... sie ist da drinnen... Ich glaube, sie tanzt schon. — Deine Base ist reizend!... — Ich wette, du machst ihr den Hof?... — Wahrhaftig nein... ich habe nie daran gedacht! das fällt mir vielleicht später ein... — Wenn Frau von Asveda wieder verheirathet seyn wird, nicht wahr? — Sehr möglich... das dürfte anziehender seyn! — Ah! der Bruder Liederlich!«

Follard steht auf und entfernt sich im Gespräch mit seinen Freunden. Wer ist denn diese so verführerische Base, von der man so eben sprach? Ich weiß nicht, warum ich begierig bin, diese Frau von Asveda zu sehen; ich stehe ebenfalls auf und gehe nach dem Salon, wo man tanzt.

Kaum habe ich die Augen auf die Tänzerinnen geworfen, als ich erstarrt, verwirrt stehen bleibe. Ich habe sie endlich wieder gefunden!... Adele ist da!... Ihr Anblick hat mir ein unbeschreibliches Leben, eine kaum zu verbergende Gemüthsbewegung verursacht.

Sie blendet durch ihren Putz, wie durch ihre Reize: sie ist eine der elegantesten Damen der Gesellschaft, sie tanzt mit vollendeter Anmuth. Alle Blicke sind auf sie geheftet; sie scheint aber an diesen Triumph

gewöhnt und ist über die ihr dargebrachten Huldigungen keineswegs verlegen. Ich möchte mich ihr nähern... man muß aber durch die Tanzenden gehen... oder die Gesellschaft stören. Warten wir daher! Ah! ich wünschte von ihr gesehen zu werden .... ich bin aber hinter vielen Leuten verborgen. Mein Herz schlägt gewaltig! Diese Frau besessen, meine Arme um ihren Leib geschlungen, meinen Mund auf den ihrigen gedrückt zu haben: ha! dieses Bewußtseyn ist berauschend, beseligend! jezt aber keinen Blick von ihr erlangen zu können, warten zu müssen, bis dieser Tag endigt! ... das ist Höllenqual! ... mein Blut kocht vor Ungeduld und Liebe.

Da ich wenigstens mein Zusammentreffen benüzen und mich näher unterrichten will, befrage ich einen meiner Nachbarn.

Kennen Sie diese hübsche Dame, die uns gegenüber tanzt? — Die mit den Klatschrosen auf dem Kopf? — Ja, richtig. — Es ist Frau von Alsveda. — Ah! die Base des Herrn von Follard. — Ja, die Base, wie er sagt! denn in der Welt kann man sich sehr leicht Vettern und Basen machen . . . — Sie dächten? — Ich, ich denke nichts! ... — Diese Dame ist Wittwe? — Ja, Wittwe eines sogenannten

Spaniers. — Wie? sogenannten? — Hören Sie, ich habe diesen Spanier nicht gekannt!... übrigens ist diese Dame sehr hübsch, sehr elegant und sehr kokett, wie ich glaube... es ist mir leid, daß sie hier durch Follard vorgestellt wurde, der meiner Meinung nach ein trauriges Subjekt und eine sehr schlechte Empfehlung ist.«

Ich erwiedere meinem Nachbar nichts mehr, im Innern denke ich aber, wie er, und es ist mir leid, daß Adele die Base Follard's ist. Der Tanz hört endlich auf, die Damen werden an ihre Plätze zurückgeführt. Ich warte bis Adele sich sezt. Ach, mein Gott! ihre Schwester ist da! die abscheuliche Klara, neben sie hat sich Frau von Asveda niedergelassen. Einerlei indeß! das hindert mich nicht mit Adelen zu sprechen. Mit ihr sprechen... darf ich aber?... es könnte sie compromittiren!... Was thun?...

Ich bin so verwirrt, so unschlüssig über die Art, wie ich mich benehmen soll, daß ich vor einer Thüre des Salons stehen bleibe und mich von allen Ein- und Ausgehenden herumstoßen lasse, ohne so vernünftig zu seyn, einen andern Standpunkt zu wählen.

Ich entschließe mich jedoch. Ich gehe vorwärts nach der Seite hin, wo die beiden Schwestern sitzen?...

Beinahe vor ihnen stehe ich still.... Klara hat mich zuerst gesehen. Ein lebhaftes Roth färbt ihr Gesicht, sie wird verwirrt, stößt ihre Schwester mit dem Arm und spricht leise mit ihr. Adele schlägt die Augen auf, unsere Blicke begegnen einander.... Aber welch ein Ausdruck von Gleichgültigkeit... von Stolz!... sie will mich nicht erkennen. Ha, das ist zu viel! dieser beinahe beleidigende Blick giebt mir meine ganze Sicherheit wieder. Nachdem ich meine Blicke ziemlich lange und so deutlich auf diese Damen geheftet, daß sie an einem Wiedererkennen von meiner Seite nicht zweifeln konnten, ergreife ich den Augenblick, wo ein Platz hinter ihren Sitzen leer ist und stelle mich dorthin.

Ich bin gewiß, daß es meine Nachbarschaft belästigt, man wagt jedoch nicht aufzustehen; zudem sind keine freien Sessel im Salon. Sie sprechen leise, zuweilen dreht Klara den Kopf ein wenig nach mir hin, wendet ihn dann aber schnell wieder ab. Allein Adele macht keine Bewegung, mich zu sehen. Einige junge Leute richten das Wort an sie; sie lacht, scherzt mit ihnen und scheint nicht mehr daran zu denken, daß ich hinter ihr bin.

Das Benehmen dieser Frau empört mich; mich in Liebe zu berauschen und nun mit solcher Verach-

tung zu behandeln!... denn Gleichgültigkeit ist unter diesen Umständen Verachtung... Ha, abscheulich! Ich fühle, daß ich ersticken oder meinen Empfindungen Raum geben muß. Sie konnte unsere Verbindung verbergen wollen, ohne mich durch diesen kalten Blick zu demüthigen; stehen einer Frau nicht tausend Mittel zu Gebot, uns den Grund ihrer Seele zu zeigen, ohne der Welt ihr Geheimniß damit zu offenbaren? Aber nichts! nichts! man will mich nicht mehr kennen!... man will vielleicht verleugnen, daß man mich gekannt.

Ich kann mich nicht mehr halten; ich rücke meinen Sessel näher, beuge mich gegen sie und sage ihr ganz leise:

»Es scheint mir, Madame, daß Sie Ihre Beglückten sehr schnell vergessen....«

Sie antwortet nicht. Ich fahre fort:

»In einem Salon kann man, ohne sich einer Folgerung auszusetzen, mit seinen Nachbarn schwatzen, Sie könnten daher mit mir sprechen, ohne daß man unsere Verbindung verriethe. Sie ziehen aber vor, in mir nur noch einen Fremdling zu sehen. Thun Sie, Madame, was Sie wollen, mein Herz hat Erinnerung für uns beide!«

Immer das nämliche Schweigen. Diese Frau will meine Geduld auf die Probe stellen. Doch das Piano läßt sich hören, man tanzt auf's Neue; ich stehe auf, biete Adelen meine Hand: sie zaudert... ich ergreife die ihrige, ziehe sie mit fort, ohne auf eine Antwort von ihr zu warten.

Wir tanzen; meine Hand hat die ihrige gedrückt, aber ihre Hand ist stumm geblieben; ich benütze einen Augenblick des Ausruhens, um ihr in's Ohr zu sagen:

»Was habe ich dir denn gethan, daß du mich so kalt behandelst?«

Eine feurige Röthe steigt ihr in's Gesicht, und dießmal antwortet sie mir:

»Ich begreife nicht, mein Herr, wie Sie sich erlauben können, auf diese Art mit mir zu sprechen!... — Wie?... Du hast also jene köstliche Nacht vergessen, die wir mit Spazierengehen in den Straßen von Paris zugebracht und die Diebe, die dir solche Furcht eingejagt... und jene Citadine... in der ich so glücklich war?... — Mein Herr, ich bitte, ich beschwöre Sie... ich versichere Sie, Sie irren sich. — O! zum Beispiel, Madame, das ist sehr stark!... Daß Sie mich nicht mehr lieben... daß ich nur eine Laune... eine bizarre Idee für Sie gewesen bin..

dieß begreife ich sehr wohl; aber behaupten, ich täusche mich, ich habe kein Recht, mit Ihnen zu sprechen... wie ich thue, das können Sie mir nicht beweisen.... Beruhigen Sie sich aber, Madame, beruhigen Sie sich!... ich habe mich vielleicht durch ein zu inniges Gefühl hinreißen lassen ... ich habe Ihnen ein für mich zu kurzes Glück zurückrufen wollen ... ohne Zweifel hatte ich Unrecht, weil dieses Glück nichts weiter als ein Traum für Sie ist und von nun an....«

Der Tanz erlaubt mir nicht, fortzufahren; später sind wir von zu vielen Leuten umgeben, als daß ich mein Gespräch wieder aufnehmen könnte. Der Contretanz ist zu Ende, ich führe meine Tänzerin an ihren Platz zurück und grüße sie mit sehr ehrfurchtsvoller Miene; sie antwortet auf meinen Gruß nur durch einen Blick, der Zorn auszudrücken scheint. Ich entferne mich etwas zufriedener, weil ich ihr gesagt habe, was ich dachte. Was liegt mir an ihrem Zorn, ich ziehe ihn ihrer Gleichgültigkeit vor.

Es ist kein Platz mehr hinter diesen Damen, ich hätte mich überdieß nimmer dahin gesezt, ich bleibe aber in dem Salon und ohne damit aufzufallen, behalte ich sie angelegentlichst im Gesicht. Ich bemerke, daß beide Schwestern in sehr lebhaftem Gespräch sind

und kann nicht zweifeln, daß ich der Gegenstand desselben bin. Adelens Augen funkeln, ich glaube aber, daß jezt Unmuth sie belebt. Klara giebt sich, wie es scheint, alle Mühe, sie zu beruhigen und nur mit vieler Mühe gelingt es ihr.

Follard kommt in den Saal zurück. Er spricht mit diesen Damen und ich suche von einem jungen Manne, den ich mit ihm reden sah, weitere Erläuterungen über Adelen zu erlangen.

»Die Base des Herrn von Follard ist sehr hübsch!... — Ja es ist eine hübsche Frau... — Sie ist Wittwe? — Ja ... und ich glaube sie sucht irgend einen Alten mit Thalern, der sie heirathet.... Sie ist eine Frau, die gerne glänzt ... sie braucht Geld... sie wird sich nicht durch das Gefühl angeln lassen, sie hält auf's Solide; dessenungeachtet aber wette ich ein Mittagessen im Rocher de Cancale, *) daß sie ihrem zukünftigen Gemahl Hörner setzen wird.... Gehen Sie die Wette ein?... — Nein, ich fürchtete zu sehr, zu verlieren. ... Empfängt sie viel Gesell-

*) Der Rocher de Cancale ist einer der berühmtesten aber theuersten Restaurants von Paris.

Der Uebers.

schaft?... — Ich glaube nicht; es ist noch kein eingerichtetes Haus, sondern ein erst einzurichtendes... man sieht diese Dame noch nicht seit lange... sie ist, wie es scheint, viel gereist, ist in England gewesen... ohne Zweifel in der Hoffnung, die Frau irgend eines Lords zu werden; es scheint aber, daß unsere überseeischen Nachbarn sich mit Galanterie begnügt haben und nichts weiter werden wollten. Follard führt seine Base in der Welt herum, wird sie aber nicht heirathen, er hat keinen Heller.... Er ist ein scharmanter Junge, würde aber Frankreich und Navarra durchbringen. Er ist mir sogar noch tausend Franken vom Spiel schuldig... und ich muß warten bis er wieder einen Zug macht, um zu meinem Geld zu kommen, ich habe es deßhalb auch verschworen, je wieder mit einem Freund zu spielen.«

Der junge Mann wollte mit seinen verbindlichen Bemerkungen fortfahren, als ich sehe, daß Frau von Asveda und ihre Schwester sich erheben; Follard giebt ihnen die Hand. Sie gehen aus dem Salon, ich folge von ferne. Ich sehe diese Damen ihre Schalls anlegen, sie gehen weg. Ohne gesehen zu werden, steige ich die Treppe hinab und stelle mich in einer dunkeln Straßenvertiefung auf, von wo ich aber

das Thor des Herrn von Reveillère genau beobachten kann. Meine beiden Damen säumen nicht lange; Follard ist bei ihnen. Er ruft einen Miethkutscher; es waren deren mehre in geringer Entfernung von einander aufgestellt. Der Wagen kommt, die Damen steigen ein. Follard folgt ihnen nicht, er kehrt zu Herrn von Reveillère zurück; ich aber folge dem Wagen, der Adele und ihre Schwester entführt.

Man läßt mich nicht sehr weit laufen. Der Fiaker hält in der Straße Sainte-Anne. Ich stelle mich auf's Neue in eine Vertiefung; die Damen steigen ab, klopfen. Die Thüre geht auf, schließt sich dann wieder hinter ihnen zu; ich meinerseits rufe den sich entfernenden Fiaker, nachdem ich das Haus genugsam betrachtet und mich der Wiedererkennung versichert hatte; steige sofort ein und lasse mich nach Hause fahren.

Seit einigen Minuten rollt der Wagen fort; in der Straße sieht man keine erleuchteten Läden mehr, Mitternacht muß vorüber seyn; und in dem Wagen herrscht eine Finsterniß, die mich an die Citadine erinnert, in der ich mit Adelen allein saß. Adele!... die so eben diesen Wagen gleichfalls inne hatte... und die sich der köstlichen Augenblicke, welche sie mir

dort geschenkt hatte, nicht mehr erinnern will. Diese Frau ist unbegreiflich; hätte sie wenigstens jene höflichen Formen, die eine Verabschiedung mildern, in ihr Benehmen gelegt, hätte sie mir nur eine jener Geschichten vorgebracht, welche die Frauen so gut zu erfinden wissen, um uns zu beweisen, daß es nicht ihre Schuld sey, wenn sie uns nicht mehr lieben, so wollte ich ihr verziehen haben! Mich aber mit einem beleidigenden Hochmuth behandeln, verleugnen was zwischen uns vorgekommen ist, beleidigt seyn, daß ich vertraulich mit ihr spreche!... Das kann ich nicht geduldig ertragen; ... zur Vollendung meines Aergers habe ich sie nie so schön gesehen!... und trotz meinem Zorne fühle ich, daß ich noch immer in sie verliebt bin.

Werde ich zu ihr gehen? ... Wozu? ... um schlecht aufgenommen zu werden?... damit man mir sage, man kenne mich nicht? ... O! sie würde es nicht wagen; besitze ich nicht überdieß ihre Briefe, die ich alle aufbewahrt habe; wer sagt mir aber, daß sie diese Briefe geschrieben hat?... Konnte sie sich nicht einer fremden Hand bedienen? Hätte sie übrigens auch diese Billete geschrieben, so würde ich doch keinen Gebrauch davon machen; ich kann diese Frau

nicht zwingen, mich zu lieben, und ich bin ein Thor, daß ich sie noch liebe. Ich würde besser thun, mich nicht bei ihr zu melden.

Während ich diese Betrachtungen anstelle, fällt meine Hand auf das Polster neben mir; ich fühle Etwas ... es ist ein niedlicher kleiner Beutel von Sammt mit goldenen Schnüren, einer jener hübschen Ridiküls, in welche unsre eleganten Schönen ihr Sacktuch legen. Ich erinnere mich jezt, daß Adele einen auf ihrer Schooß hatte; kein Zweifel mehr, es ist der ihrige, sie hat ihn im Wagen liegen lassen: wahrhaftig, da wäre ein ganz guter Vorwand gefunden, zu ihr zu gehen; ich bringe ihr die kleine Sammttasche wieder zurück ... das Geschick will es so, weil es mich den Wagen nehmen ließ, worin sie den Beutel vergessen.

Die Tasche enthält aber nicht ein Sacktuch allein; ich fühle etwas Hartes .... es sind Pergamentblätter ... ja, es muß ein kleines Gedenkbuch seyn. O! welches Vergnügen, Alles dieß zu untersuchen, wenn ich zu Haus seyn werde! Ah! Frau von Asveda, ich werde vielleicht wichtigere Nachrichten über sie erhalten! .... Diese Schreibtafel ist nur durch ein Bleistift verschlossen, und sollte ich mich sogar einer Unbescheidenheit

schuldig machen: ich bin zum Voraus zur Durchsuchung entschlossen: wenn sich eine Frau gegen einen Mann benimmt, wie Adele gegen mich, so ist diesem, denke ich, ein Schritt der Neugierde wohl zu verzeihen.

Der Wagen sezt mich an meiner Thüre ab, ich nehme meinen kostbaren Fund mit und gehe eiligst in meine Zimmer hinauf.

Zweites Kapitel.

Quid femina possit.

Allein zu Hause, ist mein erstes Geschäft, meinen Fund im Wagen bei Lichte zu betrachten. Es ist eine kleine Tasche von veilchenblauem Sammt, mit goldnen Schnüren und Quasten. Ich finde darin ein Sacktuch von Battist; in eine Ecke ist ein Namenszug mit gothischen Buchstaben künstlich gestickt: ein A. und ein D. Dieß ist richtig: Adèle Dasveda. Der andere in der Tasche befindliche Gegenstand ist eine allerliebste kleine Schreibtafel ganz von Perlenmutter mit goldenem Beschläg; das Innere von rother Seide. Ich ziehe das Bleistift, womit sie verschlossen ist, heraus; ich unter-

suche das Papier, einige Linien sind mit Bleistift darauf gezeichnet: es ist sehr schlecht geschrieben: wir wollen jedoch zu entziffern suchen:

»Ich habe Follard wieder dreißig Napoleon geliehen, zusammen achtzig, die er mir nun schuldet ...«

Ei! der Vetter entlehnt nicht allein im Spiel, sondern auch von seiner Base; das scheint eine sehr große Vertraulichkeit zu beweisen: es spricht mir keineswegs zu Gunsten des angeblichen Marquis, und vermehrt im Gegentheil die von mir gehegte schlechte Meinung über ihn. Fahren wir fort!

»Lord Smitson. Street-Kings. London.«

Die Adresse eines Engländers, ... mit dem man ohne Zweifel in Briefwechsel steht! ... Sehen wir weiter:

»An meine liebe Freundin Theresina in London die neusten Moden schicken zu lassen; als Kleider, Hüte, Blumen, Bänder, Gürtel u. s. w. Mich deßhalb an das Haus Pauchet, Duhamel & Guénier, das Commissionen für Frankreich und das Ausland besorgt, zu wenden. Adresse: rue de Bondy No. 64.«

Das bezieht sich nur auf Putzgegenstände... Ich lese nichts weiter, was mich interessiren könnte; nur sehe ich sehr gut, daß es nicht die Handschrift der von mir empfangenen Briefe ist; da also zu vermuthen steht, daß diese Notizen von Adelen aufgezeichnet wurden, so ist sie nicht die Schreiberin jener so liebenswürdigen, so geistreichen Billete. Wer aber hat sie alsdann geschrieben? Ah!... in der Tasche der Schreibtafel fühle ich einige Papiere... es sind zwei Briefe... Werde ich sie lesen?... Sie sind offen... Wären sie versiegelt, würde ich sie sicherlich respektiren. Sie sind aber offen... wahrscheinlich Liebesbriefe, und von ihrem Engländer; ich wette... Sehen wir nur auf das Postzeichen, ob sie von London kommen!

Ich betrachte die Aufschrift eines der Billete; die Schrift fällt mir auf; ich kenne sie... meinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, blicke ich sie noch einige Augenblicke an... Großer Gott!... ich erinnere mich jezt dieser Handschrift, welche wieder zu sehen ich seit langer Zeit keine Gelegenheit gehabt... es ist die meines Vaters. Eine eisige Kälte durchrieselt mich... mein Vater schreibt an Adelen!... ja, der Brief ist wirklich an Frau von Asveda adressirt!

Er kennt die Base Follard's ... Ha! nun wird es plötzlich hell in meinem Gedächtniß! ich rufe mir jezt die Worte des jungen Marquis zurück, er sagte zum Baron: »In Wahrheit, mein lieber Freund, ich habe Sie nie so bewegt gesehen, selbst da nicht, als Sie die Vertheidigung meiner hübschen Base übernahmen!« und dieses Duell meines Vaters in London! ... Dieses Duell für eine schöne Frau! ... es war für Adele; ich kann jezt nicht daran zweifeln.

Ich bleibe einige Augenblicke in meine Gedanken versunken, jenes Billet in meiner Hand haltend, das ich nicht mehr zu lesen wage, weil es von meinem Vater ist; ich kann die Angst nicht beschreiben, die ich bei dem einen Gedanken empfinde, vielleicht der Nebenbuhler meines Vaters gewesen zu seyn ... wenn er es vernähme! er der mir ohnedieß so vielen Widerwillen bezeugt! ... und doch, bin ich strafbar? ... konnte ich die Verbindung des Barons mit Adelen errathen?

Ich halte nicht mehr an mich, ich muß die volle Wahrheit wissen; ich öffne das Billet und lese:

»Meine liebenswürdige und reizende Freundin, ich bin entzückt, daß ich Sie in Paris zurück weiß; Sie können sich keinen Begriff davon machen, mit

welchem Vergnügen ich Sie wiedersehen werde; ich werde oft die mir ertheilte Erlaubniß benüzen, und Ihnen Gesellschaft leisten. Die Augenblicke, die ich an Ihrer Seite verbracht, sind mir immer zu kurz vorgekommen; wenn Sie ebenso dächten, wäre ich der glücklichste Sterbliche! Bis einige Angelegenheiten, die mich auf's Land rufen, mir die Mühe eines Besuches bei Ihnen gewähren, genehmigen Sie die Huldigungen Ihres aufrichtigsten Anbeters.

Baron von Harleville.«

Dieser Brief sagt gerade nichts Bestimmtes, als daß mein Vater unter der Zahl der Anbeter der Frau von Asveda ist; eine schöne Frau hat aber immer eine große Anzahl in ihrem Gefolge und dieß beweist nicht, daß sie alle glücklich sind. Es macht mich indeß traurig, zu wissen, daß der Baron Adelen kennt; wenn er sich für sie geschlagen hat, muß sie ihm wohl etwas mehr einflößen, als jene alltäglichen Huldigungen, die ein artiger Mann an alle schönen Frauen richtet. Dieser Gedanke ist peinigend... Wenn er sie wahrhaft liebte und... Ah! Frau von Asveda was haben Sie gemacht?

Noch ein Brief ist in der Tasche der Schreibtafel; dieser ist ganz zerknittert; an der Adresse schon sehe

ich, daß er von keinem Anbeter kommt, derselbe müßte denn ein Koch seyn. Welche abscheuliche Handschrift!... Aber wie sonderbar! auch diese, scheint es, kenne ich...

Ich öffne den zweiten Brief, sehe eiligst nach der Unterschrift ... ich hatte mich nicht getäuscht, dieser ist von Julien. Adele kennt Julien! dieß spornt meine Neugierde noch mehr an. Wir wollen zu entziffern suchen, was Madame Ulysse schreiben wollte.

»Madame, ich werde mich morgen zu Ihnen begeben, um unsern Gegenstand zu besprechen. Klara hat mir gesagt, Sie würden so gütig seyn, mir in meiner Rache beizustehen. Ueberdieß sollen sich die Frauen dienen und einander helfen, um sich über die Männer, die Alle Schurken gegen uns sind, lustig zu machen; man darf sich deßhalb nicht geniren, sie anlaufen zu lassen: ich rechne daher auf Sie, und werde Ihnen alle Nachweisungen über meinen Verräther geben. Morgen früh also; Klara hat mir gesagt, Sie erwarten mich zum Frühstück mit Chokolade; allein die Chokolade macht mir Magenbeschwerden, und wenn es Ihnen gleichgültig ist, so ziehe ich ein Beafsteack vor.

Ihre ganz ergebene und dienstwillige

Julie, genannt Frau Ulysse.«

Dieser Brief spannt meine Neugierde ungemein. Julie geht zu Adelen... seit wann? Ihr Brief scheint alt, hat aber kein Datum. Was sollte da im Werk seyn? Wer ist dieser Mann, an dem man sich rächen will? Ich weiß nicht, warum es mir vorkommt, als sey ich in diese Sache verwickelt. Jezt befürchte ich überall, wo ich Julien sehe, irgend eine Treulosigkeit; dieser Brief erregt meine Einbildungskraft; ich lege mich in's Bett, immer mit der Lösung des Räthsels beschäftigt, warum Julie Adelen bitten wollte, ihr in einer Rache beizustehen? Ich kann die Fäden dieses Gewebes nicht entwirren, und das Andenken an meinen Vater, das noch zu Allem hinzukommt, vermehrt meine Beklemmung. Allein ich bin entschlossen, den andern Tag zu Frau von Asveda zu gehen; ich werde ihr meinen Fund in dem Wagen überbringen: dieß ist ein Grund, mich zu zeigen, und in ihrem Hause wird sie mich einer Erklärung ihres Benehmens würdigen.

Ich schlafe mit jenem den Menschen gewöhnlichen Wunsche ein, schon den andern Tag, den man sich immer besser als den vergangenen vorstellt, erlebt zu haben; dieser Wunsch aber, wenn er sehr lebhaft ist, bringt den Nachtheil, daß er uns wenig schlafen läßt. Ich wache daher schon sehr frühe auf; ich fühle wohl,

daß es noch nicht Zeit ist, mich bei einer feinen Dame vorzustellen; und meine Unbekannte, die ich jezt kenne, schien alle Gewohnheiten einer solchen zu haben; da ich mich jedoch keineswegs zum Arbeiten aufgelegt fühle, kleide ich mich schnell an, frühstücke, gehe dann aus, nachdem ich sorgfältig den kleinen Sammtbeutel in eine Tasche meines Fracks gesteckt habe.

Das Wetter ist schön; ich will im Tuileriengarten spazierengehen; die Stunde, wo er besucht wird, ist noch nicht da, aber in der gegenwärtigen gefällt mir gerade dieser schöne Garten am meisten. Ich kann jezt dort ganz nach Herzenslust träumen, ohne die Besorgniß, herumgestoßen zu werden oder mit Jemand zusammenzuprallen: dort werde ich den Augenblick abwarten, wo ich mich zu Adelen begeben kann; zugleich setze ich meine Vermuthungen über die beiden Briefe in ihrer Schreibtafel fort.

Ich bin schon lange in den Tuilerien, als mir ein kleiner Knabe beinahe zwischen die Beine rennt und ausruft: »Geben Sie Acht, mein Herr, Sie laufen mir in meinen Reif.«

Ich bleibe stehen, um das Kind sein Spielzeug anhalten zu lassen, und betrachte diesen kleinen Kopf, der beinahe zu meinen Füßen ist. Das Kind schlägt

die Augen zu mir auf, indem es seinen Reif nimmt. Ich kenne das Gesicht dieses kleinen Knaben und während ich mir in's Gedächtniß zu rufen suche, wo ich ihn gesehen habe, ruft der kleine Kerl lächelnd aus: »Ah! mein Herr, ich kenne Sie!... Sie haben mir so schöne Hemdknöpfe gegeben ... von Gold ... welche Mama den andern Tag verkauft hat.«

Wäre es möglich! Der kleine Oskar, der Sohn Juliens ist es! aber statt zerlumpt zu seyn, wie sonst, ist er ganz neu und mit Eleganz gekleidet. Während ich das Kind betrachte, fährt es fort:

»Kennen Sie mich vielleicht nicht mehr, mein Herr?... Sie sind doch in meine Pension gekommen... Es war während der Erholungsstunde und meine Kameraden wollten nicht mit mir spielen, weil ich zu schmuzig war....«

»— Ja, ich erkenne Sie, mein Freund, ich erinnere mich sehr gut an dieß Alles; es scheint mir aber, daß eine große Veränderung in Ihrer Lage vorgegangen ist, und jezt würden Ihre Kameraden sich nicht mehr weigern, mit Ihnen zu spielen.«

»— Ah, tausend, ich bin jezt schön ... nicht wahr?... ich bin sehr glücklich, ich bin nicht mehr bei Mama; ich habe meinen Papa wiedergefunden,

und bin bei ihm; o! so ist mir's viel lieber! ... ich esse jezt gute Sachen! ... — Ihr Papa? ... Wie? ... Sie sind bei Ihrem Papa? ... — Ja, sehen Sie ... da unten ist er ... Ah! da kommt er und sucht mich; ich habe ein wenig Furcht vor Papa, weil er nie lacht ... Dieß ist aber gleich, ich bin sehr glücklich bei ihm ... und esse jezt nicht mehr blos Kartoffeln.«

Während der kleine Oskar sprach, betrachtete ich diesen Herrn, der auf uns zukam: es ist Herr Moncarville. Julie hat mich nicht getäuscht, als sie mir sagte, er sey der Vater ihres Kindes.

Herr Moncarville, der seinen Sohn suchte, hatte mich bisher noch nicht erblickt; er hat mich aber ohne Zweifel so eben erkannt, denn plötzlich sehe ich ihn etwa zehn Schritte von uns stillstehen, sein Gesicht wird finster, seine buschigten Brauen ziehen sich zusammen, und er ruft mit zornigem Tone aus: »Oskar kommen Sie ... kommen Sie doch, mein Herr! ...

»— O mein Gott! ... wie böse Papa aussieht!« sagt das Kind; »bin ich daran Schuld, daß mein Reif hierher gerollt ist? ... Adieu, mein Herr. — Adieu, mein Herr.«

Oskar lächelt mir anmuthig zu, läuft dann gegen seinen Vater, der ihn bei der Hand nimmt und barsch

wegführt, ohne ihm das Reif=Spiel ferner zu erlauben.

Dieses Zusammentreffen sezt mich in neues Erstaunen. Herr Moncarville hat seinen Sohn zu sich genommen: das scheint mir sehr sonderbar, wie wird er seiner Frau dieses Kind vorgestellt haben?... Etwa blos als eine seiner Pflege anvertraute Waise? dann würde ihn der kleine Oskar nicht seinen Papa nennen; Alles ist mir unklar;... Ich weiß wohl, daß Clementine gutherzig genug ist, ein natürliches Kind ihres Gemahls als ihren Sohn zu behandeln; indeß würde Herr Moncarville aus Rücksicht auf den Anstand, auf seine Familie nicht so offen gehandelt haben... dieses Alles beunruhigt mich; ich wünschte jezt sehr, Nachrichten von Clementinen zu haben, durch sie die ganze Wahrheit wissen; allein sie schreibt mir nicht mehr, und ich fühle, daß ich es wohl verdient habe. Doch gefalle ich mir in dem Gedanken, daß sie mich noch immer liebt. Ich, ich konnte ihr untreu seyn, sie aber, scheint mir, kann es nicht. Diese Betrachtungen haben mich Frau von Asveda binahe vergessen lassen: der kleine Sammtbeutel, den ich in meiner Tasche fühle, erinnert mich an den Zweck meines Ausgangs; jezt kann ich mich ohne Unbeschei=

denheit bei der Base des Herrn von Follard vorstellen und begebe mich sofort in die Straße Sainte-Anne.

Sonderbar, ich fühle nicht mehr die nämliche Gemüthsbewegung, wie gestern, wenn ich daran denke, daß ich Adelen wiedersehe!... Als ich sie gestern tanzen, als ich sie von Grazien und Geschmuck strahlen sah, verehrte ich sie sogar noch nach ihrem geringschäzenden Benehmen; troz dem Uebermuth, der Gleichgültigkeit ihrer Blicke, würde ich Alles in der Welt gegeben haben, mich wieder allein mit ihr zu finden, sie noch einmal in meine Arme zu drücken; seit ich aber weiß; daß sie die Huldigungen meines Vaters annahm, ist, glaube ich, meine Liebe verflogen... meine Erinnerungen sind mit Befürchtungen gemischt, meine Wünsche sind verraucht. Wenn ich der Nebenbuhler des Barons wäre! dieser Gedanke erstarrt... bedrückt mich... er stellt sich immer zwischen Adelen und mich: meine Liebe für diese Frau scheint mir jezt ein Verbrechen, und ich würde Alles in der Welt geben, wenn ich sie nicht gekannt hätte.

In dieser Stimmung, die — nichts weniger als eine verliebte ist, lange ich in der Wohnung Adelens an. Ich frage bei dem Pförtner nach Frau von

Asveda; man bezeichnet mir die Wohnung im zweiten Stock, und ich klingle bei dieser Dame.

Eine Dienerin öffnet mir:

»Frau von Asveda? — Dieß ist hier, mein Herr. — Ist sie zu Hause? — Ja, mein Herr. — Kann ich sie sehen? — Ihr Name, mein Herr? — Arthur. — Wenn Sie in diesem Salon warten wollen, will ich Madame in Kenntniß setzen.«

Ich gehe in einen ziemlich eleganten Salon, wo man mich allein läßt. Ich setze mich und sinne nach. Wie wird sie mich empfangen?... und wird sie mich empfangen wollen? Ja, da ihre Dienerin mir gesagt hat, sie sey zu Hause, wird sie nicht wagen, mir einen Besuch bei ihr zu verweigern; ich werde ihr ihren Sammtbeutel zurückgeben, aber weder von meinem Vater noch von Julien mit ihr sprechen: das hieße gestehen, daß ich ihre Schreibtafel geöffnet habe, und wenn sie mir nicht selbst Gelegenheit giebt, auf diesen Gegenstand einzugehen, weiß ich nichts von dem, worüber ich mich aufzuklären brenne. Ah! wenn Adele offen, aufrichtig gegen mich seyn wollte... wenn sie mit jener Hingebung zu mir sprechen wollte, die sie in jener Nacht bewies, wo wir so viel spazieren gegangen sind, würde ich alle ihre Verbindungen,

alle ihre Geheimnisse erfahren ... dazu dürfte sie aber nicht mehr jene Dame seyn, die ich bei Herrn von Reveillère gesehen habe; sie müßte wieder meine liebenswürdige Unbekannte werden.

Ich habe mir dieß Alles und noch manches Andere gesagt; denn seit lange bin ich in dem Salon und man läßt mich darin allein. Ich sehe nach meiner Uhr; es scheint mir, daß ich seit beinahe drei Viertelstunden warte. Wahrscheinlich hatte Adele ihre Toilette noch nicht beendigt; sie ist sehr kokett, sie muß lange vor ihrem Spiegel bleiben: gedulden wir uns! Ich wundere mich indeß, daß man sich so viele Mühe geben sollte, hübsch zu seyn, wenn man Jemand empfängt, den man nicht mehr liebt; und gewiß ich muß dieß aus der Art und Weise schließen, womit man mich den vorigen Abend behandelt hat.

Eine weitere Viertelstunde verrinnt; ich erhebe mich, gehe in dem Salon umher, huste, singe, man hat mich vielleicht vergessen, und wenn ich Lärm mache, erinnert man sich, wie ich hoffe, an meine Gegenwart. Aber nein, unmöglich kann man mich vergessen haben; mein Besuch muß für Frau von Asveda ein Ereigniß seyn, und mich so warten zu lassen!... Ich sehe Unverschämtheit, Bosheit darin; das Blut

steigt mir in's Gesicht... wenn man fürchtet, ich möchte noch von meiner Liebe sprechen, irrt man sich sehr! dieses Gefühl beseelt mich nicht mehr. Man hofft vielleicht, ich werde, des Wartens müde, fortgehen: nun und nimmermehr! ich werde den ganzen Tag da bleiben, wenn es seyn muß; ich bestehe hartnäckig darauf.

Ich höre im Vorzimmer, durch welches ich eingetreten bin, gehen; ich eile, die Thüre des Salons zu öffnen; ich sehe die Dienerin, die mich empfangen.

»Es ist schon sehr lange, meine Jungfer, daß ich warte, um Ihre Gebieterin zu sprechen; haben Sie ihr nicht gesagt, daß ich da sey? — Verzeihen Sie, mein Herr, Madame war noch nicht angekleidet. — Ist sie es jezt? — Ich glaube ja, mein Herr... — Werde ich sie endlich sehen? — In einer kleinen Weile, mein Herr. — Hören Sie, Jungfer, wenn Ihre Gebieterin glaubt, ich werde, des Wartens müde, das Feld räumen, so sagen Sie ihr, daß sie sich irre, ich bin fest entschlossen, nicht wegzugehen, ohne sie gesehen zu haben. Zudem habe ich ihr etwas einzuhändigen, das ich nur ihr selbst übergeben werde. — O! mein Herr, daran denkt Madame gewiß nicht!...

sie will Sie annehmen . . . in einer kleinen Weile, mein Herr! — Meinetwegen! so warte ich.«

Ich kehre in den Salon zurück, werfe mich auf eine Ottomane und warte dort, bis es der Herrin des Hauses gefallen wird, sich meinen Blicken zu zeigen.

Zehn Minuten vergehen wieder: endlich öffnet man die Thüre des Salons... es erscheint aber immer die Dienerin.

»Mein Herr, wenn Sie mir folgen wollen, ich werde Sie zu Madame führen... — »Wie! ist Madame nicht aufgestanden? ... — O! freilich, mein Herr, aber sie erwartet Sie in ihrem Boudoir. — Wohlan, ich folge Ihnen.«

Ah! Madame will mich in ihrem Boudoir empfangen ... was soll das heißen? ... ich hätte es vor einigen Tagen sehr gut errathen, aber jezt ... was liegt daran, gehen wir in's Boudoir von Madame.

Die Dienerin öffnet eine andere Thüre des Salons, läßt mich ein Gemach durchschneiden, hierauf einen Gang, öffnet sofort eine Thüre und läßt mich mit den Worten vorangehen: »Madame, hier ist der Herr,« und schließt alsbald die Thüre wieder hinter mir zu.

Ich befinde mich jezt in einem ganz kleinen Gemach, wo es so wenig hell ist, daß ich im ersten Augenblick die Gegenstände um mich nicht unterscheiden kann. Zwar hat dieses Boudoir ein Fenster, allein die Jalousieläden sind von außen geschlossen, und innen entziehen weiße und rothe Doppelvorhänge die Tageshelle so sehr, daß sie nur noch düster und ungewiß hereinfällt. Ich weiß, die Schönheit liebt das Halbdunkel, dieß scheint mir aber übertrieben. Ich reibe mir indeß die Augen; nach Verfluß eines Augenblicks sehe ich etwas mehr, und höre eine Stimme zu mir sagen: »Wohlan! mein Herr, kommen Sie doch und setzen Sie sich zu mir!«

Ich habe die Stimme Adelen's erkannt, sie ist wieder sanft geworden, wie in der Nacht, wo ich so glücklich war. Ich bemerke zu meiner Rechten, in einer kleinen Nische, in deren Hintergrund ein Spiegel hängt, eine Dame, die auf einem Divan sizt. Wie groß ist aber mein Erstaunen, als ich sie so angezogen wiederfinde, wie in der Nacht, wo wir zusammen spazieren gegangen sind. Dasselbe Kleid, den gleichen Schall, den gleichen Hut, den gleichen, über das Gesicht herabgeschlagenen Schleier!... ich sollte sie also so wiederfinden, wie ich sie damals sah, als sie mich so glücklich

machte ... Diese Aufmerksamkeit, dasselbe Kostüm wieder anzulegen, scheint mir ein Zeichen von Liebe; ich fühle mich ganz bewegt, verwirrt und bleibe aufrecht vor ihr stehen, nicht wissend, was ich beginnen soll.

Sie macht mir wieder ein Zeichen, neben sie zu sizen, ich nehme Plaz auf dem Divan. Sie reicht mir die Hand und drückt die meinige zärtlich.

»Aber, Madame, welch eine sonderbare Frau sind Sie doch?« sage ich, ihr näher rückend, »gestern wollten Sie mich nicht mehr erkennen, Sie waren beleidigt, daß ich Sie an eine reizende Nacht erinnerte. Heute zeigen Sie sich mir so, wie Sie in jener Nacht waren!«

»— Gestern ... vor der Welt ... war ich zu diesem Benehmen gezwungen! ... — Gezwungen ... o! nichts hinderte Sie, ganz leise einige Worte des Trostes, der Freundschaft an mich zu richten; und überdieß Ihr Vergessen, Ihr Stillschweigen gegen mich seit jener Nacht ... — Die Umstände nöthigten mich dazu. — Zum Beispiel, ich weiß nicht, ob es abermals die Umstände sind, welche Sie nöthigen, diesen Schleier zu tragen und mir Ihr Gesicht zu verbergen; Sie werden mir aber hoffentlich erlauben,

es anderswo, als nur in großer Gesellschaft zu sehen. — O! mein Herr, noch nicht, ich bitte Sie darum... — Warum denn dieß, Madame?... was bedeutet dieser Schleier, in dem schon so dunkeln Boudoir. — Ich werde ihn bald abnehmen. — Nein ... auf der Stelle!«

Diese Hartnäckigkeit, womit sie mir ihre Züge verbirgt, scheint mir sonderbar; ich will ihr den Schleier abreißen, als man plözlich eine Thüre uns gegenüber öffnet. In demselben Augenblick werden die Vorhänge aufgezogen, die Läden geöffnet, eine lebhafte Helle tritt an die Stelle der Dunkelheit, die uns umgab, und eine Dame tritt lachend in das Zimmer.

Ich werfe einen Blick auf sie und bin erstarrt, ungewiß, ob ich träume;... diese Frau ist Frau von Asveda ... es ist Adele ... Endlich kehre ich meine Augen wieder auf die neben mir Sizende... der Hut, der Schleier sind verschwunden und ich erkenne Klara... die abscheuliche Klara!... Ha! jezt verstehe ich die ganze Wahrheit, ich sehe, durch welche Treulosigkeit ich hintergangen worden bin, und Julie, die ebenfalls am Eingang des Boudoirs erscheint, und ihr Gelächter, in das Gelächter Adelen's einstimmend, erklärt

mir, verbunden mit ihrer Gegenwart, vollkommen ihren Brief und löst mir plözlich das Räthsel ihrer ganzen Intrigue.

»Nun denn, mein Herr!« sagt Adele zu mir, nachdem ihre Heiterkeit etwas ruhiger geworden, »hatte ich gestern Unrecht mit der Versicherung, daß Sie sich irrten, wenn Sie mir von der köstlichen Nacht sprachen, die wir zusammen zugebracht hätten? ... Ja, hätten Sie das zu meiner Schwester gesagt! ... meinetwegen! ... sie hätte Ihnen antworten können, denn es ist wahrscheinlich, daß sie all' die Liebe nicht vergessen hat, die Sie ihr in jener Nacht bewiesen! ... Ha! ha! ha! gestehen Sie, mein Herr, daß dieß ein vollkommen durchgeführtes Liebesabentheuer ist? Sehen Sie, da ist der Urheber des Komplotts ... denn ich, ich kannte Sie nicht und hatte durchaus keinen Grund, Ihnen diesen Streich zu spielen; Madame aber ist sehr böse auf Sie! ... und dann war meine Schwester leidenschaftlich in Sie verliebt ... Ihre Romane hatten ihr den Kopf verrückt! ... Ich habe der Liebe der Einen und dem Hasse der Andern gedient ... habe ich nicht wohl daran gethan, mein Herr?«

Ich finde nichts zu erwiedern, ich bin vernichtet durch Alles, was ich höre; ich hefte meine Augen

abwechslungsweise auf Adelen und Julie, vermeide jedoch im Gegentheil den Blicken Klara's zu begegnen; das arme Mädchen ihrerseits scheint mehr beschämt als triumphirend, sie senkt den Kopf und läßt keinen Laut hören.

Julie tritt auf mich zu und sagt mir mit spöttischem Tone:

»Sind Sie mir böse, daß ich Sie in Frau von Asveda verliebt gemacht habe? O! ich war ganz sicher, daß es für Sie hinreichte, Madame ein einziges Mal zu sehen, um sich leidenschaftlich für sie zu entflammen! ... In Wahrheit, Madame liebt Sie nicht und hat sich lustig über Sie gemacht! ... aber Klara betet Sie an, dieß muß Ihnen eine Entschädigung seyn; als sie indeß bei'm Herausgehen aus dem Theater die Stelle ihrer Schwester nahm und darein willigte, mit Ihnen spazieren zu gehen, dachte sie nicht, daß so zärtliche Dinge daraus erfolgen sollten! ... Sie sind aber auch schrecklich, mein Herr, bei Ihnen wäre eine Frau von sechzig Jahren nicht in Sicherheit! ...«

Das Lachen bricht auf's Neue los; aber es verwundet mich nicht mehr. Eine Betrachtung, eine Erinnerung haben meiner Seele den Frieden wieder

gegeben; ich stehe auf und sage mit sehr ruhiger Miene zu Julien:

»Madame, Sie haben mir einen sehr großen Dienst geleistet, meine Seele von einer drückenden Last befreit, ihr die Ruhe wieder geschenkt, die sie verloren hatte. Weit entfernt, Ihnen irgend einen Vorwurf zu machen, hätte ich Ihnen noch Danksagungen zu bringen; Sie könnten solche aber nicht verstehen, und deßhalb enthalte ich mich derselben.

»Frau von Asveda hat sich auf meine Kosten lustig gemacht, weil ich gewagt habe, mich in sie zu verlieben; ich fühle jezt, daß ich groß Unrecht hatte, und es ist ein Fehler, in welchen ich, das schwöre ich ihr, nicht mehr verfallen werde. Was Fräulein Klara betrifft, so muß sie die Verfasserin der geistreichen Briefe seyn, die ich empfangen habe, und ich bereue keineswegs den Spaziergang, den wir zusammen gemacht, und während dessen ich keinen Augenblick Langeweile empfunden habe, was mir wahrscheinlich mit einer schönern, aber weniger liebenswürdigen Frau begegnet wäre. Jezt will ich der Frau von Asveda einen kleinen Beutel zurückgeben, den sie gestern in einem Wagen vergessen hat; denn blos zu dem Zweck, ihr denselben zurückzubringen, habe ich mich

bei ihr vorgestellt, nicht aber, wie sie glauben könnte, um ihr den Hof zu machen.«

Diese Damen sind ihrerseits aus der Fassung gebracht. Adele wird roth vor Aerger, Julie beißt sich vor Zorn in die Lippen, die arme Klara sieht mich verstohlen an. Wahrscheinlich war man darauf gefaßt, mich wüthend, entrüstet über den mir gespielten Streich zu sehen; man hätte über meinen Zorn gespottet; meine ruhige Miene aber durchkreuzt alle ihre Plane, und Adele nimmt in Verwirrung die kleine Tasche, die ich ihr darbiete. Sie öffnet sie jedoch, nimmt ihre Schreibtafel heraus, sieht die darin befindlichen Briefe an, und sagt zu mir:

»Wahrscheinlich haben Sie die beiden bei meinen Notizen befindlichen Briefe gelesen; es ist mir jedoch ganz gleichgültig! ... der eine ist von Madame, und Sie müssen jezt seinen Inhalt verstehen; was den andern betrifft, so ist er von einer Person, die Sie nicht kennen und die Sie nicht interessiren kann, weil Sie nicht mehr in mich verliebt sind.«

Ich verbeuge mich mit sehr ehrfurchtsvoller Miene und will gehen, als mich Julie mit den Worten zurückhält: »Verzeihung, Herr Arthur, noch ein Wort!...

Ist es schon lange, daß Sie die sentimentale Clementine nicht gesehen haben?«

»— Was kümmert das Sie, Madame?«

»— O! nicht im Geringsten! . . . nur daß sie, wenn sie schon lange nicht bei Ihnen gewesen seyn sollte, keine Lust dazu gehabt haben muß: denn sie ist frei wie die Luft und Herrin ihres Thuns, seit ihr Gemahl, Herr Moncarville, sie aus seinem Hause gejagt hat.«

Mein Herz erstarrt und ich stottere, Julien anblickend: »Madame Moncarville durch ihren Gemahl fortgejagt!... O! Sie täuschen mich, Madame!... es ist nichts... es kann nicht seyn!...

»— Nein, mein Herr, nein, ich täusche Sie nicht! Herr Moncarville hat seine Frau fortgeschickt, weil er, Dank meinen Winken, ihr nachschleichen, ihr aufpassen ließ, als sie das Leztemal Abends ausgieng; man hat sie in Ihr Haus eintreten sehen! Merken Sie sich, es ist nicht jedem Ehmann angenehm, Hahnrei zu seyn! es giebt welche, denen es gefällt; andere, denen es nicht gefällt; Herr Moncarville gehörte zur Zahl der Leztern, und als er an der Sache nicht mehr zweifeln konnte, hat er Madame augenblicklich vor die Thüre geworfen und ihr eine Pension ausgesezt,

die gerade hinreicht, wenn sie das ganze Jahr hindurch Linsen essen will; hierauf hat er meinen Sohn, meinen Oskar, der auch der seinige ist, von mir verlangen lassen: die Trennung von meinem Sohne hat mir sehr wehe gethan; es ist aber zu seinem Besten, ich habe meinen mütterlichen Gefühlen Schweigen auferlegt. Nicht, daß ich nicht hätte bei Herrn Moncarville wohnen, die Stelle seiner Frau einnehmen können, wenn ich gewollt hätte; er hat es mir vorgeschlagen. Er wollte mich wieder haben, dieser alte Fuchs, ich wollte aber lieber bei meinem kleinen Adolph bleiben, der närrisch mit mir ist, der mich vergöttert und heirathen wird, so wie sein Vater gestorben ist. Nun denn!... Sie sagen nichts mehr, Herr Arthur; mein Gott! wie blaß Sie sind... befinden Sie sich unwohl?... Klara! bereite doch deinem Geliebten ein Glas Zuckerwasser!«

Ich kann nicht mehr sprechen; ich stoße ungestümm alle Thüren vor mir auf und beeile mich, dieses Haus zu verlassen, aus der Gegenwart dieser Frauen zu fliehen.

Drittes Kapitel.

Gebackenes auf der Insel Saint-Denis.

Clementine aus dem Hause ihres Gatten verjagt!... weil sie zu mir gekommen war, weil sie mich hatte sehen wollen!... Wohl hat sie es geahnt, an jenem Abend, wo sie so deutlich merkte, daß ich mit einer Andern beschäftigt sey! »Ich trotze Allem, sprach sie, um zu dir zu kommen und dir zu sagen, daß ich dich immer liebe!... Also meinetwegen hat sie Vermögen, Rang und Ruf verloren! und in ihrem Unglück wird ihr nicht einmal der Trost zu Theil, geliebt zu seyn, wie sie liebte; in der Einsamkeit hinreichenden Ersatz für Alles das zu finden, was sie in den Augen der Welt verlor; ach! dieser Gedanke bringt mich zur Verzweiflung!... er zerreißt mir das Herz! ich habe eine Frau vernachläßigt, vergessen, die mich anbetete, die mir Alles zum Opfer brachte!... und für wen? ich erröthe, es mir zu gestehen... für eine unterhaltene Frau, die mich verspottet hat! Uebrigens verdiene ich es wohl.

Aber diese Julie!... ich werde also unaufhörlich die Wirkungen ihrer Rache zu empfinden haben!... Wie ihre Augen vor Bosheit glänzten, als sie mir die Entehrung Clementinen's mittheilte! ... Wie sie im Genuß des Weh's schwelgte, das sie mir zufügte!... Vergessen wir diese Weiber!... Möchte ich nicht mehr mit ihnen zusammentreffen! Denken wir nur noch an Clementine!... die Nachricht ihres Unglücks hat meine ganze Liebe wieder erweckt; oder vielmehr, dieses Gefühl für sie war nie ganz bei mir erloschen; es schlief nur im Grunde meines Herzens.

Wenn sie seit dem Tage, wo ich sie gesehen, von ihrem Manne getrennt ist, so lebt sie nun schon mehrere Monate allein.... Ach! wenn ich es gewußt hätte, würde ich sie getröstet haben. Ihr Mann giebt ihr nur einen sehr geringen Jahrgehalt, wenn ich recht gehört habe. Clementine wird sich mit dem willkürlichen Anerbieten dieses Mannes begnügt haben; ohne Zweifel arbeitet sie, um ihr sehr geringes Einkommen zu vermehren... vielleicht lebt sie unter Entbehrungen... Und sie hat es mich nicht wissen lassen! ... sie hat mir die Veränderung ihrer Lage nicht geschrieben!... Doch Clementine ist zu stolz, um mir ihre Dürftigkeit zu gestehen!... Und verdiente

ich zudem ihr Vertrauen? verdiente ich, daß sie mich noch als ihren besten Freund betrachtete?

Jezt muß ich durchaus die Wohnung Clementinen's entdecken; ich fühle, daß ich keine Ruhe mehr haben werde, bis ich sie gesehen, sie in meine Arme gedrückt und um Verzeihung angefleht habe. Ueberdieß bin ich die Ursache ihres Unglücks; es ist meine Pflicht, so viel in meinen Kräften steht, zur Erleichterung ihrer kummervollen Lage zu thun. Ich bin lange Zeit in ganz Paris umhergelaufen, diese Adele wieder aufzufinden!... Ach! ich fühle, ich werde mit noch heißerem Eifer nach Clementinen forschen! Es ist nicht mehr eine tolle, bizarre Leidenschaft, die mich zum Handeln treibt, es ist ein dauernderes Gefühl, denn es ist ein Kind des Unglücks; und leztere sind wahrer, als die von der Lust erzeugten.

Wie erhalte ich aber einige Nachweisungen, die mich auf die Spur führen können?... durch Umherrennen in Gesellschaften, Schauspielhäusern könnte ich eine kokette Frau zu finden hoffen, die ihr Gesicht und ihren Putz bewundern lassen will; aber Clementine gehört nicht zu diesen Frauen; sie sucht die Huldigungen der Männer nicht auf; es scheint ihr unbekannt, welchen Zauber sie ausübt, und weit entfernt, in

Gesellschaft zu gehen, flieht sie solche ohne Zweifel und lebt sehr zurückgezogen in einer bescheidenen Wohnung, in irgend einem wenig besuchten Quartier begraben. Es ist viel schwieriger, Jemand zu finden, der wenig ausgeht, sich keinem Vergnügen hingiebt.... Wie also es angehen, um ihre Adresse zu erfahren?...

Ihr Gatte muß ihre Wohnung kennen ... an ihn kann ich mich nicht wenden, sie zu erfahren.... Die niederträchtige Julie weiß sie ohne Zweifel auch... wird sie mir aber nicht bezeichnen; zudem will ich diese Frau nie wieder sprechen: ich darf also nur auf meine Nachforschungen und die mögliche Gunst des Zufalls rechnen.

Vierzehn Tage lang laufe ich auf's Neue in Paris umher. Ich erkundige mich, ich frage nach Madame Moncarville in mehr als dreihundert Häusern. Ich erhalte keine befriedigende Antwort.

»Was treibt sie, diese Dame?« Das fragen sie mich Alle. Ei! zum Henker! wenn sie ein Gewerbe hätte, würde ich sie in dem Handels-Adreß-Kalender suchen, und nicht bei den Pförtnern.

Ich überlege hierauf, daß Clementine wahrscheinlich den Namen verändert hat, als sie aufhörte, mit ihrem Gemahl zu leben; ihren neuangenommenen kenne

ich nicht; sonach werden mich auch meine Erkundigungen nach Madame Moncarville zu nichts führen. Dieser Gedanke macht das Maas meiner Betrübniß voll; er benimmt mir allen Muth zur Fortsetzung meiner Nachforschungen.

Ich versuche ein leztes Mittel; ich weiß, wo Herr Moncarville wohnt: ich begebe mich in sein Haus und wende mich an den Portier mit einem Fünffrankenstück; damit stimme ich ihn augenblicklich zu sehr guten Gesinnungen gegen mich.

»Herr Moncarville wohnt hier? — Ja, mein Herr, im zweiten Stock, die Thüre links: es hat eine große Klingel mit blauer Quaste. Wenn der Herr wünscht, will ich ihn führen... Herr Moncarville ist gerade zu Hause...«

Schon schickt sich der Pförtner an, aus seiner Loge herauszugehen und mir als Führer zu dienen; ich halte ihn zurück.

»Nicht gerade mit Herrn Moncarville habe ich zu thun, ... sondern mit seiner Frau. ... — Seiner Frau?...«

Der Pförtner lächelt bei diesen Worten und versucht seinem Lächeln einen boshaften Anstrich zu geben, indem er fortfährt:

»Seine Frau!... o gut! da hat es eine kleine Schwierigkeit; die Frau wohnt nicht mehr bei ihrem Mann.. sie haben sich getrennt, ich weiß nicht, ob gerichtlich... allein ich weiß wohl, daß sie nicht mehr beisammen sind. — Nun gut! zeigen sie mir die Wohnung der Madame Moncarville an; zwanzig Franken für Sie, wenn ich dieselbe erfahre. — Wahrlich, mein Herr, wenn ich sie wissen würde, sollten Sie sehr schnell bedient seyn!... Sie sehen wohl, daß ich keine Ursache habe, die Bekannten dieser Dame vom Besuche bei ihr abzuhalten... ganz im Gegentheil! diese Dame war sehr sanft, und ich schäzte sie ziemlich! Aber sie hat mir ihre Wohnung nicht gesagt.... — Man hat doch das ihr Zugehörige forttragen müssen?... — Nichts davon!... sie ist verschwunden wie eine Rakete!... mit einem Koffer, mit Schachteln, und einem Sacktuch, das sie vor die Augen hielt. Ich vermuthe, sie weinte, die arme Dame!... Kurz, sie hat eine Miethkutsche kommen lassen, ist hineingestiegen, aber wohin gegangen?... da steckt der Knoten!... — Und seit diesem Tag ist sie nicht wieder gekommen? — Niemals. — Und Herr Moncarville hat nicht manchmal zu ihr geschickt ... Sie oder irgend einen Commissionär?... — Nichts davon, ich glaube

fest, daß er nicht mehr an sie denkt; er hat einen kleinen Knaben zu sich genommen, dessen Vater er sich nennt, und von dem man weiß nicht woher er kommt.... das Kind ist hübsch, sieht ihm aber gar nicht gleich.«

Ich entferne mich voll Verzweiflung. Ich sehe kein Mittel mehr, um die Wohnung Clementinen's zu entdecken; eine einzige Hoffnung bleibt mir noch übrig; die, daß sie selbst mir schreiben, mir Nachricht von sich geben will; daß sie mich wieder zu sprechen wünscht; diese Hoffnung ist aber sehr schwach, wenn sie erfahren hat, daß ich eine Andere liebte (und die Frauen erfahren solche Dinge immer); ihre Eigenliebe wird ihrer Liebe Schranken setzen und sie abhalten, wieder zu mir zu kommen.

Ich suche mich nun darein zu schicken und zu zerstreuen; aber der Gedanke an die unglückliche Clementine, die mich nicht mehr sehen will, läßt eine Traurigkeit in mir zurück, die ich kaum zu überwältigen vermag, und die mir oft mitten in den Vergnügungen, welche ich zu genießen suche, einen Seufzer auspreßt.

Auf meinen Streifereien begegne ich Herrn Theodor häufig. Sein Anzug ist eleganter als zuvor; auch giebt er sich ein Ansehen, eine Haltung, Manieren,

die Jedermann zwingen, ihm Aufmerksamkeit zu schenken. Darein, ohne Zweifel, sezt dieser Herr seinen Ehrgeiz, wenn ich aber an ihm vorübergehe, mache ich ihm nicht das Vergnügen, ihn anzusehen; er seinerseits scheint mich nicht mehr zu kennen; ich weiß ihm dafür unendlichen Dank.

Seit dem Abend im Theater habe ich Adolph nicht ein einziges Mal erblickt. Ich vermuthe, daß er mir ausweicht; ich meinerseits suche ihn nicht auf.

Wir sind im Sommer, die Tage sind lang, die Sonne brennt. Eines Morgens kommt ein Schriftsteller, mit welchem ich an einem Stück arbeite sehr früh zu mir und sagt:

»Hast du heute etwas zu thun, Arthur? — Meiner Treu, nein. — Das Wetter ist herrlich, es wäre eine Sünde, in Paris eingeschlossen zu bleiben, wenn man nicht Commis in einer Schreibstube ist. Wir Schriftsteller sind frei wie die Vögel, wir können die reine Landluft einschlürfen, wann es uns beliebt. — Und du hast Lust, heute spazieren zu gehen? — Ja, aber extra muros. Wir wollen in einem kleinen Dorfe, wo man gut speist, frühstücken.... Wir gehen zu Fuß, das macht uns Appetit; und unterwegs werden wir die Entwicklung unseres Vaudevilles

suchen, die wir noch nicht gefunden haben: Das soll der Hauptzweck unseres Tages seyn. Bist du's zufrieden? — Sehr gerne.«

Der Vorschlag macht mir um so mehr Vergnügen, als mein Mitarbeiter, der sich Darbois nennt, ein sehr guter Kerl ist; unter einem kalten und sogar finstern Aeußern verbirgt er eine große Heiterkeit, und eine außerordentliche Leichtigkeit, den ernsthaftesten Begebenheiten eine komische Seite abzugewinnen.

Ich bin gleich fertig und gehe mit Darbois weg. Als wir in der Straße sind, denken wir erst daran, daß wir noch nicht wissen, wohin wir wollen.

»Wir laufen auf gut Glück,« sagt Darbois, »und gehen wohin uns der Zufall führt. — Gut. Wenn wir aber an das Ende einer Straße kommen, von wo aus eine links und eine andere rechts führt, so müssen wir uns doch entscheiden. — Wir fragen nach dem Wege auf das Land. — Man wird wissen wollen, wohin? — Wir antworten, wir wissen nichts davon. — Man wird uns für zwei Narren halten, oder glauben, wir wollen uns über die Leute lustig machen. — Desto besser, dieß Alles läßt uns vielleicht die Entwicklung unseres Vaudeville's finden. — Es sey so!«

Wir machen uns auf den Weg. So lange am Ende der Straße, der wir folgen, wieder eine andere ist, laufen wir zu, ohne zu fragen. Am Ende gelangen wir in eine Sackgasse, wo unsere Füße nur auf sehr ekelhafte Dinge stoßen: wir bleiben stehen.

»Wenn dieß die Entwicklung ist, die wir für unser Stück finden sollen,« sage ich zu meinem Collegen, »so scheint sie mir nicht sehr gewählt. — Ei! mein Lieber; man weiß nicht!... Ich gestehe, es wäre ein wenig gewagt; in diesem Augenblick aber, wo man durchaus etwas Neues, Auffallendes will, könnte es Effekt machen. — Inzwischen wollen wir uns beeilen, aus dieser Sackgasse heraus zu kommen.«

In der nächsten Straße angelangt, wo sich zwei durchkreuzen, fragt Darbois einen Commissionär ganz ernsthaft nach dem Weg auf's Land.

»Den Weg nach der Barrière wollen Sie sagen! — Die Barrière, es sey! — Nach welcher wollen Sie gehen? — Nach welcher es Ihnen beliebt....«

Der Commissionär blickt uns an, wie Einer, der nicht weiß, ob er böse werden soll; er entschließt sich zu lachen:

»Geht! Ihr seyd zwei Spaßvögel!... — Dieß ist wahr, es ist unser Handwerk. — Ah! ich sehe

das Alles sogleich, Sie wollen sich in einer Kneipe lustig machen. — Wir wollen unsere Entwicklung finden. — Sie haben etwas verloren? — Nein, wir haben es nicht verloren, wollen es aber finden. — O! die Witzbolde! ... Gehen Sie die Straße links, und dann ganz gerade aus, so werden Sie an die Barrière kommen.«

Ich ziehe Darbois mit mir fort, indem ich sage: »Mit deinen Tollheiten wirst du uns irgend einen schlimmen Handel zuziehen. — Warum denn? Habe ich diesen Mann belogen, wenn ich ihm sagte, daß wir eine Entwicklung suchten? — Sieh! ich fürchte der Zufall möchte uns nicht führen; ich glaube man darf sich nicht in Allem auf ihn verlassen.«

Wir kommen an eine Barrière, die ich nicht kenne, wir gehen hindurch und setzen unsern Weg immer geradeaus fort. Bald erkenne ich rechts von uns die Ebene Saint-Denis.

»Der Zufall wird uns nach Saint-Denis führen,« sage ich zu Darbois, »wir durchschneiden diese Ebene, gehen alsdann auf die Insel zum Frühstück, und suchen unsere Entwicklung zwischen einer Matelote und dem Braten. — Also nach der Insel Saint-Denis ... wir könnten dann vor dem Frühstück noch baden.«

Wir setzen unsern Weg fort, und Darbois erzählt mir nach seiner Gewohnheit tausend Tollheiten, statt von unserem Stücke zu sprechen. Wenn ich auf diesen Gegenstand eingehen will, hört er mich nicht an, oder ruft aus: »Wir werden uns bei'm Frühstück damit beschäftigen.«

Wir langen in Saint-Denis an. Darbois bemerkt ein altes Paar, das auf uns zukommt, und nach der Provinz riecht, als ob wir hundert Stunden von Paris entfernt wären. Die Frau trägt einen Wachtelhund, der Herr hält zwei Regenschirme unter seinem linken Arm. Darbois verläßt mich, bleibt vor einem Hause stehen, und fängt an, gebückt auf dem Boden umherzusehen: das alte Paar kommt in seine Nähe, und da es ihn so beschäftigt auf die Erde hinstarren sieht, sagt die Dame zu ihm: »Der Herr sucht Etwas?«

»— Ja, Madame,« erwiedert Darbois mit geschäftiger Miene und ohne die Augen zu erheben.

»Warten Sie,« sagt der Mann, »ich will meine Brille aufsetzen und Ihnen helfen, ich bin ziemlich glücklich im Finden.... Es scheint, es ist etwas Kostbares, denn Sie sehen sehr ärgerlich aus?...«

»— O! ja, mein Herr, es ist etwas Unbezahlbares, besonders wenn es gut ist!...«

Während Darbois sprach, hat der gute alte Mann seine Regenschirme auf den Boden gelegt und seine Brille aus dem Futteral gelangt; er sezt sie auf die Nase und sagt: »Wenn Sie mir jezt gefälligst sagen wollen, was Sie suchen?«

»Mein Herr, ich suche die Entwicklung eines Vaudeville in drei Akten, das ich mit dem Herrn in Arbeit genommen habe, den Sie dort unten sehen, und der in diesem Augenblick lacht, als wenn er närrisch wäre!«

Der gute Alte zieht seine Brille ab, nimmt seine Regenschirme und den Arm seiner Frau; und das Paar entfernt sich, indem es vor sich hinmurmelt: »Die jungen Leute führen sich sehr ungebührlich auf seit man Revolutionen macht!...«

Darbois kommt wieder zu mir, ich lache zu sehr, als daß ich ihn schelten könnte, ziehe ihn jedoch nach der Insel Saint-Denis fort, und bitte ihn sehr, sich nicht über den Traiteur lustig zu machen, weil ich gerne gut frühstücken möchte.

Als wir uns dem Ufer nähern, erblicken wir einen Herrn und eine Dame, die ihre Richtung nach einem

Kahne nehmen und sich wahrscheinlich gleichfalls nach der Insel übersezen lassen wollen. Wir laufen rascher, um das gleiche Fahrzeug zu benüzen. Dieses Paar gleicht dem nicht, welches Darbois auf Saint-Denis anhielt: der Mann ist ein Stutzer, die Frau eine Mode-Dame. Wahrscheinlich sind es junge Leute.

»Das ist eine feine Parthie; sagt Darbois zu mir, ich wette, diese da kommen mit anderen Gedanken nach der Insel Saint-Denis, als nur Gebackenes zu essen. — Sie haben Recht ... Ach! mein Gott! — Nun! was kommt dich an? ... Findest du eine Entwicklung? — Ich kenne diesen Mann und dieses Frauenzimmer! ... — Desto besser, um so spaßhafter wird es seyn ... Eilen wir, der Schiffer winkt uns.«

In dieser eleganten Dame habe ich Julien erkannt, und der Herr, der sie begleitet, ist der lange Theodor. Adolph ist aber nicht bei ihnen ... was bedeutet dieß? ... Nichts das mich von Julien sehr in Verwunderung sezte! ... Ich zaudere indeß ... ich weiß nicht ob ich vorwärts gehen soll ... aber Darbois zieht mich mit fort und im Ganzen sehe ich nicht ein, warum ich mich fürchten soll, Madame Ulysse zu ärgern.

Wir springen in den Kahn. Julie und Theodor waren schon darin; sie erkennen mich und sprechen leise. Herr Theodor scheint ärgerlich, aber Julie fängt bald, ihrer Gewohnheit gemäß, sehr laut zu lachen an. Ich will nicht hören, was sie einander sagen, und setze mich an's andere Ende des Kahns. Darbois raunt mir in's Ohr:

»Ich wette das Frühstück mit dir, sie ist nicht bei ihrem Mann? — In der That. — Und nicht einmal bei dem, welcher sie unterhält? — Du hast gewonnen. — Ja sogar nicht einmal mit ihrem gewöhnlichen Liebhaber. — Woran siehst du dieß? — Weil diese Dame äußerst liberale Augen hat.«

Madame Ulysse fängt an, so laut zu sprechen, daß es uns schwer wäre, sie nicht zu hören, sie wiederholt fortwährend:

»Adolph bleibt sehr lange zurück ... er wird uns aber wieder finden, er weiß, wo wir sind. — Ja, ja, er kann nicht mehr lange aus seyn.«

Diese absichtlich, damit wir sie hören sollten, mehrmals wiederholten Worte bringen mich im Gegentheil auf den Gedanken, daß mein Freund Adolph sich nicht träumen lasse, seine Geliebte und sein theurer Theodor seyen zusammen auf dem Lande; da mich aber das

jezt sehr wenig kümmert, finde ich es höchst überflüssig, daß Julie es alle Minuten zu wiederholen sich bemüht.

Die Ueberfahrt nach der Insel ist sehr schnell gemacht.

»Wir müssen zu dem Traiteur gehen, wo man das beste Backwerk ißt,« sagt Julie aus dem Nachen springend, »denn Adolph hat mir anempfohlen, gutes Backwerk zu bestellen, das er sehr liebt. — Ich werde Sie begleiten, schöne Dame, ich kenne alle guten Orte! ...«

Mit diesen Worten bietet der schöne Theodor seiner Dame den Arm, beide schlagen behend den etwas rauhen Fußpfad ein, der zu den Häusern der Insel führt.

»Auch ich liebe das Gebackene,« sagt Darbois, »folgen wir diesem Herrn, der die guten Orte kennt!... er sieht mir aus, wie ein Schalk, der fähig wäre, allen seinen Bekannten Fallen zu legen. — Lassen wir diese Leute da gehen! wie ich sie kenne, würden sie glauben, ich passe ihnen auf, und dieß will ich nicht. — Wie? steht es uns nicht frei, ebenfalls zu dem besten Traiteur der Insel zu gehen, weil dieser Herr und diese Dame dorthin gehen? — Wir wollen aber noch nicht frühstücken. — Aber hier muß man

alles zum Voraus bestellen, wenn man gut bedient seyn will; dieses hübsche Paar wäre im Stande, uns nur noch den Abtrag übrig zu lassen, was mir gar nicht lieb wäre. — Gut denn! geh' und bestelle das Frühstück, ich erwarte dich hier. — Recht ... such' eine Entwicklung!«

Darbois folgt Julien und Theodor von ferne; ich setze mich bis zu seiner Rückkunft auf den Grasboden, und denke, daß Adolph irgend etwas Glückliches begegnet seyn muß, da Julie so elegant ist; oder es müßte Herr Moncarville, als er seine Frau fortjagte, die Pension seiner Mätresse erhöht haben.

Darbois kommt bald zurück. Er ruft mir von Weitem zu:

»Wir werden ein ausgesuchtes Frühstück bekommen, Kottletts, Fische, Gebackenes und frischen Wein, man wird uns in einen kleinen Salon decken, der die Aussicht auf das Wasser hat. — Und unser Paar? — Sie waren lange vor mir eingetreten und hatten sich auf der Stelle in ein Cabinet zurückgezogen ... sie haben mich nicht gesehen; ich bin überzeugt, daß auch sie eine Entwicklung suchen. Jezt wollen wir uns baden.... — Aber unser Stück, mit dem wir uns hauptsächlich auf diesem Spaziergang beschäftigen

wollten? — Während des Schwimmens können wir uns damit befassen.«

Ich sehe wohl, daß es heute nicht möglich ist mit Darbois zu arbeiten, und ergebe mich darein. Wir gehen um die Insel herum und kommen an eine einsamere Stelle, wo man gewöhnlich badet. Während des Auskleidens sehen wir mehrere junge Leute schwimmen und einander mit Wasser besprizen. In wenigen Augenblicken sind wir ebenfalls im Wasser. Bald stehe ich dicht vor einem der Schwimmer: es ist Adolph, der aus allen Kräften Wasser durch Mund und Nase sprudelt. Ich denke bei mir selbst, daß dießmal meine Vermuthungen falsch waren und Julie in dem Nachen nicht log, wie ich argwöhnte.

»Ei! Sie sind es, Herr Arthur,« sagt Adolph auf mich zuschwimmend, »Ah, es ist drollig, daß wir uns im Wasser wiederfinden! Ich bin jezt sehr stark im Schwimmen... Soll ich Sie ein wenig taufen?... — Nein, ich danke... — Wir haben uns schon lange nicht gesehen... Das Wasser ist sehr angenehm!... — Köstlich. — Ich habe seitdem von meinem Oheim geerbt... vierzigtausend Franken... das ist hübsch... Sie wissen, daß ich mich mit Julien wieder ausgesöhnt habe... Was wollen Sie? diese

Frau betete mich an... und dann... Für jede Sünde eine Verzeihung! Welches Weib hat nicht ein klein wenig gesündigt?... Man sagt sogar, dieß sey eine Garantie ihrer Sittsamkeit für die Zukunft... Auch mit Theodor bin ich wieder versöhnt; ich versichere Sie, er ist im Grunde ein ganz guter Kerl, der viel Talent besitzt... er hat neue Plane, er will einen Weg unter der Seine anlegen, nach Art des Londoner unter der Themse; einen Tunnel nennt man's, glaube ich... er sucht Aktionäre... Ach Sie dachten nicht, mich hier zu treffen, ich wette? — Verzeihen Sie, ich sezte ja mit Ihren Leuten über das Wasser; ich weiß sogar, daß Sie gekommen sind, Gebackenes zu essen. — Wie!... meine Leute? von welchen Leuten sprechen Sie?... — Zum Henker! von denen, die Sie bei'm Traiteur erwarten, von Ihrer Geliebten und Ihrem Freund Theodor.

Adolph macht einen Bocksprung, der mich mit Wasser bedeckt, und ruft aus: Sie sind in einem Kahn mit Julie und Theodor erübergefahren? — Gewiß. — Sie sind also auf der Insel? — Ohne Zweifel, sie warten auf Sie: war das nicht zwischen Euch ausgemacht?

Adolph macht wieder einen Satz und ruft: O! das ist sehr sonderbar!... Stellen Sie sich vor, daß ich ohne Julien's Vorwissen hier bin; es war eine mit den Herrn, die Sie da unten sehen, abgemachte Partie; da mich aber Julie nirgends allein hingehen lassen will, so habe ich, statt ihr zu sagen, daß ich mich auf der Insel Saint=Denis belustige, vorgegeben, ich habe ein Geschäft, ein Rendezvous bei meinem Notar, in Folge der Erbschaft meines Oheims... Julie muß die Wahrheit entdekt haben... ich weiß nicht wie!... sie wird mir mit Theodor nachgegangen seyn... O! der schöne Spaß! und wo sind sie jezt? — Bei dem Traiteur, wo wir frühstücken werden,« antwortet Darbois. — »O! das ist sehr lustig... eine Ueberraschung, auf die ich nicht gefaßt war... Ich gehe aus dem Wasser... ich will Gebackenes essen.

»— Ich bin der Meinung, daß die Andern ebensowenig darauf gefaßt sind, ihn hier zu treffen,« sagt Darbois ganz leise zu mir. »— Ich fürchte es und es ist mir leid, daß ich ihm von denselben gesprochen habe... — Du bist sehr gut... das liefert uns indeß vielleicht eine komische Entwicklung.«

Wir steigen ebenfalls aus dem Wasser. Adolph sagt zu seinen Freunden: »Meine kleine Dame sucht

mich hier auf, ich muß zu ihr gehen... ich **komme** aber wieder zu Euch zurück... Wir **verlassen die** Insel alle miteinander.«

Wir sind angekleidet und schlagen den Weg zu unserem Traiteur ein. Adolph lauft neben uns her, indem er beständig wiederholt: O! ich möchte ihnen gern auch einen guten Spaß spielen, zum Beweise, daß ich von ihrer Ankunft unterrichtet bin... Was kann ich wohl thun?

Ich antworte ihm nicht; wir treten bei dem Traiteur ein und sezen uns an die für uns in dem kleinen Salon gedekte Tafel. Adolph tritt ebenfalls ein, indem er zum Aufwärter sagt:

»Wo ist der Herr und die Dame, die auf mich warten?« Der Aufwärter blickt Adolph verwundert an und murmelt:

»Ein Herr und eine Dame, die auf Sie warten?... — Gewiß... ist nicht eine junge Dame hier... gut gekleidet... sehr hübsch... in rothem Schall... Herr Arthur, hat sie ihren rothen Schall an?«

»— Ah! wahrhaftig! ich habe nicht darauf Acht gegeben. Lassen Sie uns frühstücken, Adolph, Sie wissen, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten nicht mehr mischen will. — Sie könnten mir, meine ich,

wohl antworten, ob sie einen rothen Schall um hat? ... Kurz es ist einerlei! Eine Dame und ein großer junger Mann sind hier ... sie erwarten mich.«

»— Wir haben wohl eine Dame und einen Herrn in einem Cabinet; aber ich glaube nicht, daß sie Jemand erwarten... — Ich wiederhole Ihnen, daß sie auf mich warten, mich... Sie sind sehr eigensinnig, Garçon! Haben die Beiden nicht Gebackenes bestellt? — Ja, mein Herr, sie haben sogar schon Geflügel, Fischspeißen gegessen.... und ich soll das Gebackene bringen, wenn sie mir klingeln... — Sie haben schon Geflügel und Fische gegessen... dieß ist sehr bös von ihnen... wenn ich ihnen weiß machen könnte, daß sie kein Backwerk erhalten werden... Julie thut ganz närrisch damit... Ah! ein köstlicher Einfall!... Kellner, leihen Sie mir Ihre Schürze, Ihre Jacke, Ihre baumwollene Müze... O! das wird einen Spaß geben!...

»— Haben Sie Ihre Entwicklung gefunden?« fragt Darbois, als er Adolph seinen Frack ausziehen sieht. »Sie sind sehr glücklich! — Ich habe ein Mittel gefunden, mich auf ihre Kosten lustig zu machen.... ich will mich als Küchenjunge verkleiden, und ihnen melden, daß es nichts Gebackenes mehr giebt; sie wer-

wüthend seyn ... besonders Julie, die leidenschaftlich dafür eingenommen ist, habe ich sie dann recht in Zorn gebracht und sie mir ordentliche Grobheiten gesagt, dann fange ich an zu lachen und gebe mich zu erkennen. He! was sagen Sie zu meinem Plan? — Es ist sehr gut ausgedacht, und ich glaube, daß es wirklich einen spaßhaften Auftritt geben wird. Sie müssen sich aber gut verkleiden, damit man Sie nicht erkennt. — O! das will ich auch thun ... Ich werde mir das Gesicht mit Mehl bedecken ... ich sehe dann aus, wie ein Gimpel. — Dann sind Sie ganz im Geist ihrer Rolle.«

Während dessen betrachtete der Aufwärter Adolph, der ohne Frack in dem Salon auf und abgeht; er scheint aber nicht entschlossen, ihm Schürze und Jacke zu leihen. Darbois giebt Adolph ein Zeichen, dieser versteht es, und drückt dem Küchenjungen ein Fünffrankenstück in die Hand. Nun zieht dieser Schürze, Jacke aus, legt die Müze ab, und will sogar die Hosen ausziehen, Adolph dankt ihm aber; und meint, daß er sich unter der Schürze wohl seiner eigenen bedienen könne. In kurzem ist die Toilette beendigt, das Gesicht mit Mehl bepudert, was Adolph in der That unkenntlich macht. Der Garçon, um seinem

Stellvertreter nichts fehlen zu lassen, steckt ihm das große Küchenmesser, das er an der Seite hat, in den Gürtel; kurz die Verwandlung ist vollkommen, und Adolph hüpft vor Freude, wobei er ausruft: »O! wie will ich sie erwischen!«

»Was fühle ich da in Ihrer Schürzentasche?« fragt Adolph, wie er eben hinaufgehen will. — »Mein Herr, es ist der Schlüssel des Kabinets, wo der Herr und die Dame speisen... — Der Schlüssel! sehr gut, so werde ich sie noch viel unverhoffter überraschen!... — Sie hatten mir aber anbefohlen, nicht hinaufzukommen, als bis ich klingeln höre... — Dieß war gut für Sie... da ich sie aber überraschen will, brauche ich nicht auf's Klingeln zu warten... ich will einen Teller unter den Arm nehmen, damit mein Eintritt natürlicher ist... Ist das Gebackene bald fertig?... — Ja, mein Herr! — Halten Sie sich bereit, es einige Minuten nachdem ich eingetreten bin, zu bringen... dieß ist das Bouquet... Sie sagen im ersten Stock, die Thüre hinten im Gang?... — Ja, mein Herr: das Kabinet, mit der Aussicht in den Garten... das lezte. — Sehr gut, ich gehe hinauf... O! ich kann mich nicht ansehen, ohne zu lachen... Ich sehe aus, wie ein wahrer Braten-

wender... Auf Wiedersehen, meine Herrn; ich wette, Sie werden uns lachen hören... — Ja, ich denke, wir werden was hören!«

Adolph geht mit seinen Tellern aus dem Salon; Darbois und ich sehen einander an; mein College kann seine Ernsthaftigkeit nicht beibehalten, und ich gestehe, daß ich für Adolph irgend eine unangenehme Ueberraschung fürchte. Der Aufwärter ist mit den Worten in die Küche gegangen:

»Ich will das Gebackene holen für das Bouquet.«

Wir essen nicht mehr, wir horchen... Wir sind auf Etwas gefaßt. In der That läßt sich bald ein großes Geräusch im ersten Stock hören, als ob man ein Schock Teller zusammengeworfen hätte.

»Da macht der neue Küchenjunge seine Streiche,« sagt Darbois, »er fangt damit an, daß er das Geschirr zerbricht... dieß ist ohne Zweifel die Einleitung...

Auf dieses Geräusch folgt bald ein anderes; ein Mensch springt aus einem Fenster des ersten Stocks in den Garten. Er tritt wie ein Besessener in das Zimmer, in dem wir essen: es ist der schöne Theodor, dessen Toilette in großer Unordnung ist; ein unentbehrlicher Theil seiner Kleidung hängt sogar nur sehr leicht an ihm.

Mit seiner Serviette in der Hand rennt er in den Salon und da es ihm nicht gelingt, den Schlüssel der auf die Straße führenden Thüre schnell genug umzudrehen, öffnet er ein Fenster, springt hinaus und verschwindet auf dem Wege, ohne auf Darbois zu hören, der ihm zuruft: »Mein Herr, machen Sie doch wenigstens noch einen Knopf zu... Sie wagen viel, wenn sie auf diese Art spazieren gehen!«

Theodor ist kaum zum Fenster hinaus, als Geschrei und Fluchen zu uns dringt. Ich erkenne Adolph's Stimme.

Es scheint, seine Entwicklung mache großen Eindruck« sagt Darbois: »wollen wir hinaufgehen und sehen, was da oben vorgeht? — O! was mich betrifft, so habe ich keine Lust.«

Adolph erspart uns die Mühe; er kommt mit entstelltem Gesicht, wüthender Miene: die Hand an seinem großen Küchenmesser; hiezu füge man noch das Mehl, das noch sein Gesicht bedeckt, und man wird es begreiflich finden, wenn ich nicht umhin kann, mit Darbois bei seinem Eintritt laut zu lachen. Darbois sagt zu mir: »Das ist ganz wie in dem Stück: les fureurs de l'amour.«

»Wo ist er, der Elende!... der Schurke?« ruft Adolph in unsern Salon tretend. »Ach! meine Herren... wenn Sie wüßten, was ich gesehen habe... er ist entflohen, der Niederträchtige!... er hat mich gefürchtet... er hat wohl daran gethan!... da... da... sehen Sie ihn? da geht er über das Wasser... — Wahrlich, er nimmt dem Traiteur sogar eine Serwiette mit... — O! ich werde dich wieder finden, großer Verräther!...«

Herr Theodor sezte in der That über den Fluß, er hatte sich beeilt, von der Insel wegzukommen. Adolph schlägt zornig auf unsern Tisch und sagt: Von seinen Freunden betrogen zu werden!... So etwas begegnet nur mir! — O! bitt' um Verzeihung« erwiedert Darbois, dieß kommt vielen Leuten vor. — »Ein Mann in den ich Vertrauen sezte... ein Weib, die ich von solchen Dingen zurückgekommen glaubte!... Welche Niederträchtigkeit!... — Geben Sie Acht, Sie werden die Pfefferbüchse über unser Essen ausschütten!... — Wissen Sie, was ich sah, als ich in das Cabinet eintrat?... — Wir können es uns denken. — Meine Geliebte und dieser Mensch... welcher, welche... der... kurz in einer Stellung, die keinen Zweifel mehr zuließ!... — Und da haben



Sie ihnen die Teller an den Kopf geworfen? — Nein... ich hatte nicht die Kraft dazu... sie sind mir aus den Händen gefallen. Im ersten Augenblick fühlte ich mich niedergedonnert, vernichtet und das Niederträchtigste... denn das ist noch das Abscheulichste in der Sache... ist, daß sie, bevor sie mich erkannten, zu mir sagten: »Willst du fortgehen, Dummkopf!... hatten wir geklingelt?... Strohkopf, der du bist!... du erhältst kein Trinkgeld... du verstehst dein Handwerk nicht.«

Darbois und ich können nicht mehr an uns halten. Wir brechen in lautes Lachen aus, und um den Spaß vollständig zu machen, kommt der wirkliche Aufwärter mit seinem Backwerk herbei indem er sagt: »Mein Herr, da ist das Bouquet... ist es jezt zum Hinauftragen?... — Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Backwerk!« sagt Adolph den Aufwärter zornig zurückstoßend. Da dieser nicht weiß, was daß bedeutet, macht er sich mit seinem Gebackenen davon.



Mittlerweile ist es Darbois und mir gelungen, wieder unsere Ernsthaftigkeit anzunehmen. Adolph sizt in einer Ecke des Salons; er spricht kein Wort mehr, ballt aber seine Fäuste. Ich will ihn ein

wenig zu beruhigen suchen, als er plözlich aufsteht, das große Küchenmesser aus seinem Gürtel zieht und ausruft: »Es muß ein Ende nehmen!«

Er schickt sich an, aus dem Salon zu gehen, ich eile ihm nach und halte ihn zurück: »Wo gehen Sie hin, Adolph? — Wieder hinauf in's Cabinet... — Was wollen Sie dort thun?... — Julien umbringen!... — Julie morden!... was sagen Sie da... welch schrecklicher Gedanke!... — Sie ist eine nichtswürdige Hure! Sie wissen überdieß es wohl... Sie hatten mich gewarnt, daß sie mich wieder betrügen werde... O! Sie hatten Recht... wenn ich auf Sie gehört hätte... allein es ist aus... Lassen Sie mich; ich will sie morden... ich bin rasend...«

Statt ihn los zu lassen, umfange ich Adolph mit meinen Armen. Darbois sagt aber ganz ruhig:

»Mein Herr, warum wollen Sie diese Dame umbringen? — Weil Sie mich nun schon zum zweitenmale zum Hahnrei gemacht und endlich auf's Aeußerste gebracht hat. — Ich glaubte, mein Herr, daß man in solchen Sachen nur das erste Mal böse seyn könne. — Mich, mich ärgert es jedesmal, ich werde mich nie daran gewöhnen!... — Und wenn Sie diese Dame

gemordet haben, werden Sie dann weniger betrogen seyn?...«

Adolph scheint über diese Bemerkung betroffen, er wird ruhiger und stottert: »In der That, was Sie da sagen, ist sehr wahr!... wenn ich sie umbringe, werde ich darum nicht weniger betrogen seyn...«

Ich benütze diesen Augenblick, und entreisse ihm sein Küchenmesser, und setze mich dann wieder neben Darbois an den Tisch.

Nachdem Adolph eine Zeitlang im Saale auf und abgegangen ist, sagt er: »Demungeachtet will ich die Treulose wiedersehen!... ich will sie mit meinen Blicken durchbohren ... mich an ihrer Verwirrung ... ihrer Schande weiden.... Denn Sie fühlen wohl, daß ich im ersten Augenblick, wo ich mich zu erkennen gegeben habe, ganz außer mir war ... ich weiß nicht, was geschehen ist... nur habe ich den Andern zum Fenster hinausspringen sehen ... Ich gehe hinauf... Seyen Sie ruhig meine Herrn, ich habe keine feindselige Absicht mehr ... ich schwöre es Ihnen; ich sehe wohl ein, daß es nichts mehr helfen würde. Zudem wenn Sie mich aussuchen wollen ... ich habe nicht einmal ein Federmesser bei mir.«

»Das ist unnöthig!« sagt Darbois, »wir glauben Ihnen auf's Wort. Gehen Sie, mein Herr, und erinnern Sie sich an die beiden Verse:

„Beim Narren ist der Lärm, beim Thor die Klag' am Ort;
Der Ehrenmann, getäuscht, geht weg und spricht kein Wort! —“

»Spricht kein Wort!... das ist leicht gesagt,« fällt Adolph wieder ein; »ich verspreche Ihnen aber, mich zu mäßigen. Ich will mich nur an der Verwirrung meiner Untreuen weiden... Dieser Trost ist wohl nur eine geringe Entschädigung!«

Adolph verläßt den Salon. »Du bist sehr gutmüthig gewesen, daß du dir so viel Mühe gabst, ihn zurückzuhalten,« sagt Darbois zu mir. — »Wie, hätte ich ihn zu unwürdigen Gewaltthätigkeiten schreiten lassen sollen?... — Er!... zu Gewaltthätigkeiten schreiten!... aber, mein lieber Arthur, du siehst also nicht, daß dieser Bengel da mit zehn Küchenmessern seiner Geliebten kein Haar abgeschnitten hätte! wahrlich, du kennst ihn schlecht!... Ich stehe dir dafür, daß seine Wuth nicht gefährlich ist!... — Möglich, doch ist mir lieber, daß ich ihm seinen Speckschneider abgenommen habe.«

Wir beendigen ruhig unser Frühstück; wir hören kein Geräusch im ersten Stock.

»Du siehst, er zerbricht nicht einmal mehr einen Teller!« sagt Darbois, »in diesem Augenblick bittet er vielleicht seine Dame um Verzeihung... — O! das wäre zu stark. — Es giebt Menschen von solchem Taig... doch man kommt herab... wir werden etwas vernehmen. — Wenn es Adolph ist, Darbois, so mach mir das Vergnügen und bemühe dich, ihm nicht gerade in's Gesicht zu lachen. — Dieß ist manchmal schwer! ich will aber mein Möglichstes thun...«

Man öffnet die Thüre. Adolph tritt mit bestürzter und melancholischer Miene ein. Er macht einige Schritte um unsern Tisch herum, tiefe Seufzer ausstoßend. Darbois ergreift das Wort:

»Nun? mein Herr, haben Sie sich ein wenig gerächt?... haben Sie sich recht an der Beschämung Ihrer Treulosen geweidet... Sie haben sie ohne Zweifel in Thränen über ihren Fehltritt gefunden?«

»— Ei! ja doch!... sie weinte ganz erstaunlich!... ich fand sie das Backwerk essend, welches der Aufwärter heraufgebracht hatte und wovon schon zwei Drittheile verschwunden waren!«

»— Diese Frau treibt gerne etwas, wie mir scheint; doch kurz, sie hat sich bei Ihrer Ankunft zu

Ihren Füßen geworfen ... Sie um Verzeihung gebeten?...«

»— Das heißt, sie nahm eine Handvoll Fische, warf sie mir in's Gesicht und rief: Sie sind sehr frech, daß Sie sich noch vor mir sehen lassen!... Sie sind ein Ungeheuer!... Ich verabscheue Sie ... ich will Sie nicht mehr sehen!... und tausend andere Dinge dieser Art.«

»— Dieß ist orgineller, als ich glaubte!... — Ich, ich gestehe Ihnen, daß ich so wenig auf diesen Empfang gefaßt war, daß ich nicht ein einziges Wort mehr finden konnte... Julie aber fand deren genug... Mitten aus diesem Kreuz-Feuer von Vorwürfen, die sie über mich herschleuderte, schien ich indeß folgendes zu entnehmen: nach ihrer Aussage, nahm sie jener große Schurke von Theodor mit Gewalt,... und daß ich, statt ihn entwischen zu lassen, ihn hätte festpacken und durchprügeln sollen... darin besteht ihr Vorwurf!«

»— Teufel! doch dieß ändert die Sache!« sagt Darbois, indem er sich in die Lippen beißt, um nicht zu lachen. »Wenn man dieser Dame Gewalt angethan hat, so liegt keine Schuld mehr an ihr; die Hauptsache wird jezt seyn, daß Sie ihre Erinnerungen zusammen nehmen; hatte die Stellung, in welcher

Sie sie mit dem Herrn überrascht haben, wirklich etwas Erzwungenes?...«

»— Weiß ich es!... Kann man solche Dinge gut beurtheilen... — Und was that diese Dame, als man Sie für den Aufwärter hielt und Strohkopf nannte?... — Ich weiß nicht mehr... Ich glaube sie schrie... Ich bin dessen nicht ganz sicher... Ach! mein Gott! Ich würde fünf Finger darum geben, wenn ich wüßte, woran ich wäre.«

Darbois erstickt beinahe, weil er sich zwingt, nicht laut aufzulachen, und sagt mir in's Ohr: »Wie findest du diesen Herrn, der seine Geliebte in einer nicht zweifelhaften Stellung überrascht, und untröstlich ist, weil er nicht weiß, woran er ist? — St!... lache nicht... ich bitte dich.... — Ich bin entzückt über deinen Freund Adolph, er ist sein Geld werth.«

Darbois bestellt Kaffe und Liqueur; er ladet Designy ein, mit uns zu trinken, dieser schlägt es aus und sezt sich an den Tisch, wo er unter fortwährendem Weigern an seinem vierten Kelch ist, als er plötzlich nach dem Flusse hinsehend zu schreien anfängt:

»Ach! mein Gott ... sie geht fort ... sehen Sie meine Herren, sehen Sie, wie sie im Kahn über das

Wasser fährt... sie ist es, die Treulose... sie entfernt sich. — Dieß scheint mir, nach dem Vorgefallenen, noch das Beste zu seyn, was sie thun konnte.... Wollten Sie vielleicht mit ihr gehen? — O nein! ganz gewiß, ich werde nie mehr mit ihr gehen... dießmal ist es aus, ich schwöre es... ich lasse mich nicht mehr durch ihre Mährchen beschwazen. — Gestehen Sie, es ist Ihnen Trotz dem sehr lieb, daß Sie sie nicht umgebracht haben. — O! gewiß... denn wohin würde man am Ende gerathen, wenn man alle ungetreuen Frauen umbrächte?... — Noch einen Kelch, Herr Designy, Sie wären sehr thöricht, wenn Sie sich wegen einer solchen Begebenheit Kummer machten. — Ich mache mir keinen Kummer, aber es wurmt mir, das ist Alles... ich war an dieses Weib da gewöhnt. — Ich versichere Sie, daß Sie viele finden werden, die ihr gleichen.«

Ich rufe dem Aufwärter; Darbois und ich zahlen unser Frühstück. und schicken uns an wegzugehen, während sich Designy das Gesicht mit seinem Sacktuch reibt, um das noch in seinem Gesicht zurückgebliebene Mehl wegzuwischen.

»Ich gehe mit Ihnen,« sagt Adolph zu uns. — »Wollen Sie nicht wieder Ihre Freundin aufsuchen?

O! nein, es ist mir nicht um Belustigung zu thun... habe ich noch? — Was? — Mehl? — Ein wenig auf der Nase... — Ich werde an meine Verkleidung als Küchenjunge denken! — In der That, sie stand Ihnen sehr gut.«

Wir verlassen das Haus des Traiteurs, als der Aufwärter uns nachläuft und Adolph anhält, wobei er ihm zuruft:

»Nun! mein Herr, Sie vergessen Ihre Zeche zu bezahlen. — Meine Zeche?... ich, ich habe doch nichts bei Ihnen verzehrt. — Ihre Dame und Ihr Freund haben aber verzehrt, und da jene nichts bezahlten, müssen wohl Sie es thun. — Was sagen Sie Kellner? Sie faseln. — Nein, mein Herr, ei! das wäre bequem... Niemand wollte bezahlen.. Haben Sie nicht gesagt, daß der Herr und die Dame im Kabinet auf Sie warteten? — Dieß ist kein Grund, daß ich für sie bezahle... — Doch, doch! weil Sie dieselbe weggehen ließen, ohne abzurechnen... Was den großen Herrn betrifft, so wissen wir nicht durch welches Loch er hinausgekommen ist, wir haben ihn nicht gesehen; die Dame hat uns aber beim Weggehen ganz deutlich gesagt: Der Herr, der sich mit Mehl bestrichen hat, zahlt Alles. — Sie hat dieß gesagt?

— Ja, mein Herr. — Diese Frau mißbraucht mich bis auf's Aeußerste! ... ich mag nicht bezahlen! ... — Alsdann, mein Herr erklären Sie sich mit der Frau vom Hause; ich werde Sie aber nicht so fortgehen lassen.«

Der Aufwärter faßt Adolph beim Arme, dieser stößt ihn zurück; es wird zu Schlägen kommen: ich lege mich in's Mittel. Darbois sagt zu Adolph:

»Mein lieber Herr, wenn Sie diesen Kellner geprügelt und einige tüchtige Stöße erhalten haben werden, müssen Sie nichtsdestoweniger am Ende bezahlen; ich glaube daher, es wäre klüger, wenn Sie damit anfiengen, sofern Sie sich nicht durchaus boxen wollen.«

Adolph stößt noch einen Seufzer aus, und sagt zum Kellner: »Nun gut! Laß hören! wie viel ist man denn schuldig? — Hier ist die Karte, mein Herr.«

Adolph nimmt die Karte, besieht die Summe und schneidet ein erbärmliches Gesicht, indem er ausruft: »Sechs und zwanzig Franken! für ein Frühstück! ... das ist unerhört.«

»— Aber, mein Herr, bemerken Sie doch gefälligst, daß sie Bordeaux-Lafitte und ächten mussirenden Champagner getrunken haben.«

»— Aechten Champagner trinken zu Fischen.« Schurke von Theodor! ... finde ich dich wieder, so sollst du mir dieses Frühstück theuer bezahlen. Was sind dieß für zwei Franken fünfzig Centimes, die da unten nachgetragen sind? — Dieß ist für eine Serviette, die jener Herr, ohne Zweifel aus Versehen, mitgenommen hat. — Der Elende! ... er hatte so Furcht! die Serviette mitnehmen! ... nichtswürdiger Freund! ... mir seinem Aktionär, denn ich wollte auch an seiner Unternehmung unter der Seine Theil nehmen ... So wie er ein Unternehmen im Sinne hatte, sollte ich mit aller Gewalt auch dabei seyn! ... und diese vier Franken zehn Sous? ... — Sind für die Teller, welche Sie zerbrochen haben, mein Herr! — Ah! darüber kann ich nichts sagen ... dieß ist ganz richtig ... wenigstens bin ich es, der die Teller zerbrochen hat ... Nun wohlan, weil es seyn muß — da nehmen Sie, Kellner, es macht im Ganzen drei und dreißig Franken.«

Adolph zahlt seufzend, und Darbois sagt zu ihm: »Das Backwerk ist sehr theuer auf der Insel Saint-Denis.«

Wir verlassen die Insel; in Saint-Denis angelangt, nehmen wir den gewöhnlichen Wagen nach

Paris. Adolph sezt sich ganz hinten hin, und öffnet den ganzen Weg über seinen Mund nicht.

Beim Aussteigen aus dem Wagen nimmt unser Begleiter Abschied von uns, er drückt mir die Hand, indem er wiederholt: »Ich werde Sie besuchen, Herr Arthur, und Ihren Rath hören.«

Ich erwiedere ihm nichts, denn es ist mir lieber, wenn er nicht kommt. Ich entferne mich mit meinem Mitarbeiter, zu dem ich sage: »Nun wäre der Tag um, und wir haben die Entwicklung unsres Stücks nicht gefunden. — Es ist einerlei, wir haben unsre Zeit nicht verloren; ich versichere dich, man könnte ein Vaudeville über das Backwerk auf der Insel Saint-Denis machen.

Viertes Kapitel.

Die Baronin von Harleville.

Den Tag nach diesem Abentheuer fällt mir ein, daß ich mein Zusammentreffen mit Designy hätte

benützen sollen, um ihn in Beziehung auf Clementine auszufragen. Vielleicht hat er Julien über Herrn Moncarville und seine Frau sprechen hören; vielleicht könnte er mir Nachweisungen liefern, die zur Entdeckung der Wohnung dieser leztern führen würden. Dieß ist nur eine sehr schwache Hoffnung, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Julie ihr Verhältniß zu Moncarville Adolph erzählt; wenn man aber nicht mehr weiß, wie man ein uns interessantes Geheimniß entdecken soll, so fesselt man sich an den schwächsten Lichtstrahl, der auf die Spur der Wahrheit zu führen vermöchte.

Noch sind nicht acht Tage vergangen, als mir Adolph einen Besuch macht; ich empfinde ein Gefühl von Freude, weil ich darauf rechne, mit ihm von Clementinen zu reden. Mit höchst trauriger Miene tritt er bei mir ein; er ist blaß, sein Gesicht scheint länger geworden, und seine sehr rothen Augen wollen aus ihren Kreisen treten.

Ich bin ganz sicher, daß er von Julien reden wird, und würde ihn nicht anhören, wenn ich nicht die Absicht hätte, auch meinerseits ihn zu befragen; dieser Grund entscheidet mich zur Geduld.

In der That wirft sich Adolph nach einigen nichts-sagenden Einleitungsworten in einen Lehnstuhl, zieht sein Sacktuch heraus, trocknet sich die Augen und stammelt unter Schluchzen:

»Herr Arthur, Sie sehen einen sehr beklagenswerthen, einen wirklich unglücklichen Menschen vor sich.«

»— Was ist es denn, Adolph? ist Ihnen seit unserem Zusammentreffen auf der Insel Saint-Denis etwas Neues zugestoßen?«

»— Mein Gott, nein!... es ist mir nichts begegnet... ich wünschte sehr, es wäre mir irgend ein Abentheuer aufgestoßen... mich zu zerstreuen... aber nein... ewig dasselbe, es bringt mich um... daß ich nicht weiß, an was ich mich hinsichtlich der Liebe Julien's halten soll!...«

»— Sie sind schwer zu überzeugen... es giebt Leute, die an Ihrer Stelle nicht den geringsten Zweifel hegten. — Sie glauben, es gäbe Leute, die an ihrer Unschuld nicht zweifelten? — Ich sage das keineswegs. — Ah, ich glaubte! Hören Sie einmal!... je mehr ich darüber nachdenke... erstlich ist dieser Theodor ein elender Galgenschwengel!... ohne alle Achtung für das schöne Geschlecht... er sprach von den Frauen zuweilen auf eine Weise, die Julien

empörte! so sagte er zu uns: »Mir hat man nie widerstanden. Wenn mir eine Frau gefällt, bin ich meiner Sache gewiß, es muß so seyn. Wie! sagen Sie einmal... ein Mann der zu äußern wagt: es muß so seyn, sagt der nicht: Mir sind alle Mittel gut... selbst die Gewalt? Das ist die Sprache eines Satyr!«

»— Es kann so heißen, wenn man will. — O! der Verräther! hätte ich ihn nur bälder richtig beurtheilt!... Seit einigen Tagen habe ich schlechte Streiche von ihm erfahren!... Es giebt ein Duzend Traiteurs, bei denen er den ganzen Monat hindurch auf Credit speiste, und dann hieß es: guten Tag! so wie man Geld von ihm wollte, machte dieser Herr, was man im gemeinen Leben eine Faust nennt: er kam nicht wieder.«

»Sie brauchen mir diesen Menschen nicht als einen Spitzbuben zu schildern, ich bin schon längst davon überzeugt.«

»— Wenn man aber ihn hört, so ist er es immer, der von Andern betrogen wird! — Das ist die Taktik der Spitzbuben, sie bestehlen Sie und schreien: Diebe! Sie sind Ihnen Geld schuldig, und fordern von Ihnen; sie verläumden Sie und ver-

langen Entschädigung von Ihnen, als Sold für ihre Schlechtigkeit; ich kenne sogar einige, welche die niedrigsten, eckelhaftesten Handlungen begehen, in der Hoffnung, daß die von ihnen beleidigten Personen, Klage führen, weil alsdann auch sie sich beklagen und als in ihrem Interesse verlezt darstellen. Was wollen Sie? die Betrügerei ist zum Gewerbe geworden, und da die Spitzbuben ihren Coder und alle Hilfsmittel der Chikane weit besser kennen, als die ehrlichen Leute, so sieht man jene die Gerechtigkeit hintergehen, welche dann gar zu oft schlecht genannt wird.

»O! gewiß, Herr Arthur, was Sie da sagen ist sehr wahr! Julie liebte Theodor'n nicht ... Julie ist sehr schlau, und sagte mir oft: Leih' deinem Freunde kein Geld ... tappe nicht so geschwind darein! ... warte ein wenig! ... man muß seine Unternehmungen erst sehen ... Der Schurke! ... es scheint, daß sie seine Unterehmungen gesehen hat! ...«

»— Hören Sie Adolph, machen Sie mit Ihrer Julie, was Sie wollen; ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen keinen Rath mehr geben werde; lassen wir also diesen Gegenstand ruhen, und antworten Sie mir gefälligst auf das, was mich meinerseits interessirt.

»Gerne, Herr Arthur... Alles was Sie wollen! au! au! au!... ich esse nicht mehr! ich schlafe nicht mehr!... ich bin unglücklich daß es einen Stein erbarmen möchte!... Diese Creatur da hat mich behext!... es ist nicht anders möglich!... au! au! au!...

— Haben Sie bald aufgehört zu weinen, Adolph? in Wahrheit, Sie dauern mich! — Ich weiß es wohl! ich daure mich selber... ich magere ab... ich falle zusammen in meinen Kleidern...

— Wollen Sie mich anhören? — Ich höre, fahren Sie nur fort. — Hat Ihnen Julie von einem Herrn Moncarville gesprochen? — Moncarville... ach ja... ein Alter... ein Original, der durchaus den kleinen Oskar adoptiren wollte, der ihn zu sich genommen hat, und wie seinen Sohn behandelt... au! au! au!... Wenn ich nach Hause komme und sie nicht mehr finde, so wird mir gleich ganz schlecht zu Muth!... — Hat Ihnen Julie auch von der Frau dieses Herrn Moncarville... die sich Clementine nennt, gesprochen, und die sich von ihrem Manne getrennt hat? — Nein... ich habe diesen Namen nie aussprechen hören... Ah! warten Sie!... doch ich erinnere mich, daß mir Julie mit ganz vergnügter Miene gesagt hat: Herr Moncarville hat seine Frau

aus seinem Hause verstoßen, dieß wird deinen Freund hübsch wüthend machen... — Und weiter? — Dieß ist Alles. — Sie hat nichts gesagt, was auf Clementinen's Aufenthalt hindeuten könnte? — Gar nichts. — Also keine Hoffnung mehr! — Wie Sie sagen... keine Hoffnung mehr... denn, wenn ich es gestehen soll... ich habe zweimal an sie geschrieben, ich. — An Clementine? — Ei! nein... kenne ich denn diese Dame?... an Julien... seit dem Abentheuer mit dem Backwerk... ja, ich habe an Julien geschrieben, um sie um Aufklärung über ihr Benehmen bei dem Traiteur zu bitten; nun denn! werden Sie glauben, sie hat die Grausamkeit gehabt, mir meine Briefe ungelesen zurückzuschicken... wobei sie zu meinem Commissionär sagte: ich will von dem, der Sie schickt, nicht mehr sprechen hören... er mag mich in Ruhe lassen... ich will mich in den Trappistenorden zurückziehen ... au! au! au! sie will Trappistin werden!...«

Ich höre nicht mehr auf Adolph, und bin nur mit derjenigen beschäftigt, deren Wohnung ich nicht entdecken kann. Nachdem Designy noch eine Zeitlang gesprochen, geweint, geseufzt hat, steht er auf und nimmt Abschied. Ich lasse ihn gehen, ohne ihm nur

eine Antwort zu geben; die Charakterlosigkeit dieses jungen Mannes hat den Rest der Freundschaft, die ich für ihn empfand, vollends vernichtet.

Die Hoffnung, Clementinen wiederzusehen, wenn ihr eigener Wille sie nicht zu mir zurückführt, habe ich aufgegeben; da sie aber, seit sie frei ist, mich nicht wiedersehen wollte, hat sie mich ohne Zweifel auch vergessen; und während ich in Verzweiflung bin, daß ich ihr Unglück herbeigeführt, hat sie vielleicht selbst die Erinnerung davon in den Armen eines Andern verloren. So spreche ich bei mir selbst, um mich zu trösten; obgleich ich mir aber dieß sage, habe ich doch keine Lust, es zu glauben.

Da ich mich in Gesellschaften nicht unterhielt, habe ich aufgehört, sie zu besuchen; ich suche meine Zerstreuung in der Arbeit, dem Studium; wobei ich mich noch glücklich schätze, daß ich die schönen Künste pflege! mit dem Geschmack an der Literatur giebt es kein gänzliches Alleinstehen, kein völliges Verlassenseyn, die Vergnügungen der Sinne vergehen schnell, die des Herzens verwandeln sich häufig in Kummer, die des Geistes aber bleiben uns treu bis am Ende unserer Laufbahn.

Eines Abends indeß, ergreift mich, ich weiß nicht warum, der Einfall, zu Herrn von Reveillère zu gehen. In diesem Hause ist mir beinahe immer etwas Besonderes begegnet, das auf mein Leben Einfluß hatte, und doch fühle ich ein Verlangen, wieder dahin zu gehen. Es sind bald drei Monate seit ich nicht dort war, ich bin neugierig, ob mir wieder etwas Außerordentliches begegnet, denn ich suche Niemand mehr daselbst, und sehe nicht ein, welches Zusammentreffen dort jezt meine Ruhe stören könnte.

Ich gebe dem in mir aufgestiegenen Gedanken nach; wer weiß überdieß, ob es nicht des Schicksals Wille ist, das mich Ereignissen entgegen treibt, denen ich vergebens aus dem Wege gehen wollte? Sind wir wirklich unumschränkte Herren unseres Willens, und giebt es nicht einen Stärkeren, der uns zum Handeln treibt? Ich wage diese Frage nicht zu entscheiden; bei mancher Gelegenheit hat es mir aber geschienen, als ob die Menschen nur Maschinen seyen.

Bei Herrn von Reveillère angelangt, durchfliegen meine Augen die Salon's; an den Spieltischen suche ich Herrn Moncarville und Follard; am Piano, beim Tanz, forscht mein Auge, ob ich nicht Frau von Asveda erblicke, die ich jezt ohne Gemüthsbewegung

sehen könnte; denn seit meinem Besuch in ihrem Hause ist mir diese Dame völlig gleichgültig geworden; ich wundere mich sogar, daß ich je eine heftige Leidenschaft für sie empfinden konnte: Welch sonderbares Gefühl ist die Liebe!... sie bemächtigt sich in einem Nu unseres ganzen Wesens, scheint mit uns verwachsen zu seyn; wir glauben, sie werde ewig währen, obgleich die Erfahrung uns das Gegentheil beweist, und oft läßt sie nach ihrem Erlöschen nicht die geringste Spur ihres vorübergehenden Daseyn's zurück.

Aber außer dem jungen Manne, der sich beklagte, daß er Herrn von Follard Geld geliehen, sehe ich kein bekanntes Gesicht. Er kommt auf mich zu, denn er schwazt gerne: seine kaustischen Bemerkungen machen mich lachen, und schon höre ich ihm einige Zeit zu, als man den Baron und die Frau Baronin von Harleville meldet.

Ich gestehe, daß diese Anmeldung mich beben macht; die Baronin von Harleville! Hätte mein Vater sich wieder verheirathet?... es wäre möglich, und ganz gewiß hielt er sich nicht für verbunden, mich von seiner Heirath in Kenntniß zu setzen.

Ich drehe mich um, die angezeigten Personen eintreten zu sehen. Wie groß ist mein Erstaunen, als ich in der von meinem Vater geführten Dame Adele... Frau von Asveda erkenne.

Ich bin genöthigt, mich an's Kamin zu lehnen, vor dem ich aufrecht stand, denn ich kann nicht sagen, was in mir vorgeht; nicht eine eifersüchtige Bewegung ist es, die mich erblassen macht... O! nein, diese Frau ist mir völlig gleichgültig; sie aber als die Gattin meines Vaters wieder zu finden, scheint mir eine unglaubliche Sache.

Die Toilette Adelen's ist so elegant, daß sie die Blicke Aller auf sich zieht, Diamanten funkeln an ihrem Halse, in ihren Ohren; ein Gefuhl des Vergnügens, oder vielmehr des Triumphs belebt ihre Züge; der Baron seinerseits scheint strahlend vor Freude; er ist stolz, der Gemahl einer so schönen Frau zu seyn.

»Gut!« sagt mein junger Nachbar, der mich am Arm stößt, während ich die neue Baronin noch betrachte. »Was sagte ich Ihnen neulich in Beziehung auf die schöne Dasveda; sie hält auf's Solide, sie läßt sich von irgend einem Alten heirathen, der Geld hat... es hat nicht gefehlt; der Baron von Harleville

hat sich in ihren Netzen fangen lassen... der arme, liebe Mann!... er scheint ganz außer sich zu seyn mit seiner Frau!... und er hat wahrlich keine Ursache dazu!...— Diese Heirath ist wohl ganz neu?... — Ja, sie sind aber doch seither schon mehre Male hieher gekommen; o! die Baronin liebt Gesellschaften... Vergnügungen! sie wird ihren Mann hübsch auf den Bällen mit sich umherrennen lassen, wenn dieser es nicht einem Andern übertragen will. Man sagt aber, der Baron sey sehr eifersüchtig!... der arme Narr... wo Teufels aber ist er da hingerathen!... nicht, daß er sehr alt wäre; allein diese Frau liebt ihn nicht, ich wette!... sie hat ihn seines Geldes wegen genommen; der Baron soll etwa fünfzehentausend Franken jährliche Einkünfte haben; dieß ist jedoch nicht genug, wenn man eine so große Tollheit begehen will... seine junge Frau wird ihn bald zu Grund gerichtet haben... sind Sie nicht auch meiner Meinung? — Ich gestehe, ich bin so erstaunt über diese Heirath, daß ich mich noch gar nicht darüber fassen kann. — Mich hat sie keineswegs gewundert. — Der Baron ist doch ein kalter, ernster Mann, den man weniger, als irgend einen Andern einer solchen Thorheit fähig halten konnte... — Trauen Sie also den

kalten, ernsten Mienen? solche Leute sind stets die glühendsten in ihrem Innern.... Man sagte mir, der Baron habe einen Sohn aus erster Ehe, mit dem er aber entzweit sey, und den er seit lange nicht mehr sehe. Vielleicht um diesem Sohn einen Possen zu spielen, kam er auf den Einfall, sich wieder zu verheirathen. — Sie könnten Recht haben... — Ich halte nichtsdestoweniger die Wette, welche ich Ihnen neulich anbot... — Welche Wette? — daß derjenige, der die schöne Dasveda heirathe, Hörner bekomme. — Ha! welcher Einfall! — Ein sehr vernünftiger Einfall, besonders seit ihrer kürzlichen Heirath. Jezt, wo sie nicht mehr Wittwe ist, bemerke ich bereits, daß sie die Huldigungen der jungen Leute viel freundlicher aufnimmt!... Ihr Geschäft ist gemacht, sie denkt nur noch daran, sich zu belustigen. Wohlan, wenn Sie wollen, machen wir Beide ihr den Hof, und der zuerst Beglückte zahlt ein Essen im Café de Paris... gilt es? — Nein! nein! ich habe keine Lust, dieser Dame den Hof zu machen... — Doch schienen Sie, als Sie dieselbe das Leztemal hier sahen, sehr begeistert für Sie zu seyn... Sie verloren sie nicht aus den Augen... ich habe sogar bemerkt, daß, als sie weggieng, Sie auch plötzlich mich verließen

und ihr folgten... O! ich, ich sehe Alles!... — Ich versichere Sie, daß Sie über mein Gefühl im Irrthum sind; ich empfinde für diese Dame nur die vollkommenste Gleichgültigkeit. — Teufel!... wie reimt sich denn das mit Ihren früheren Empfindungen?... mich verführt sie viel eher, seit sie Baronin ist, und ich bin entschlossen, ihr den Hof zu machen. — Hüten Sie sich; Sie wissen, der Baron ist sehr eifersüchtig. — O! die Eifersucht eines Ehmanns.... beachtet man diese?«

Der junge Mann verläßt mich, um sich in der Nähe der Frau von Harleville umherzutreiben, ich entferne mich im Gegentheil von meiner neuen Stiefmutter, denn ich gewahre, daß sie mich gesehen hat. Ihre Augen waren auf mich geheftet, sie suchte vielleicht in den meinigen Unmuth, Schmerz darüber, daß sie einem Andern gehöre; hievon fände sie nun gewiß nichts: ich möchte aber nicht einmal, daß sie glauben könnte, ich beschäftige mich mit ihr.

Ich gehe in eines der Spielzimmer, wo ich meinen Vater treffe; bei meinem Anblick zieht sich ein ironisches Lächeln über seine Lippen. Er glaubt also, er habe mich durch seine Wiederverheirathung sehr unglücklich gemacht? meint er, ich bedaure den Verlust

des Reichthums, den er mir hätte hinterlassen können? Ach! wie fern ist dieser Gedanke von meinem Herzen; und wie falsch beurtheilt mich mein Vater! Möge er glücklich seyn mit dieser Frau, der er seinen Namen gab, möge sein Alter die Pflege und Sorgfalt bei ihr finden, welche er von seinem Sohn nicht hat annehmen wollen: Dieß ist mein einziger Wunsch, weil ich nicht mehr hoffen darf, selbst zu seinem Glück beizutragen.

Nachdem ich einige Zeit gespielt habe, setze ich mich neben eine ziemlich hübsche Dame, die mich durch meine Werke kennt, und Vergnügen an meiner Unterhaltung zu finden scheint. Ich bin schon ziemlich lange bei dieser Dame, als sich Frau von Harleville uns gegenüber sezt. Ihre Gegenwart ist mir widerlich; ich will es aber nicht merken lassen und fahre fort, meine liebenswürdige Nachbarin zu unterhalten. Obgleich ich Adelen nicht zu bemerken scheine, so kann mir doch unmöglich entgehen, daß sie sich alle Mühe giebt, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Sie redet laut, oder entschlüpft ihr auch ein Ausruf, ein starkes Lachen, ja zweimal hörte ich sie sogar meinen Namen so laut nennen, daß die Dame, mit der ich rede, lächelnd zu mir sagt: »Da spricht eine schöne Frau von Ihnen.«

Da aber dieser Kunstgriff der Frau Baronin nicht gelingt, wechselt sie plötzlich ihren Platz und sezt sich gerade neben mich, mit dem Ausruf: »Ich weiß nicht, was ich habe... allein ich kann diesen Abend nicht lange an derselben Stelle bleiben.«

Was bedeutet diese Hartnäckigkeit, mich zu verfolgen; sie glaubt ohne Zweifel, ich sey in Verzweiflung, daß ich sie wieder verheirathet wisse; sie will durchaus, ich solle untröstlich darüber seyn? Ihre, Koketterie kann es nicht ertragen, daß eine Veränderung ihrer Lage mir gleichgültig ist.

Wenn die Dame, mit der ich schwazte, nicht noch fortgesprochen hätte, würde ich meiner neuen Stiefmutter den Platz abgetreten haben; ich fürchte aber, gegen jene Dame unhöflich zu erscheinen, wenn ich mich in diesem Augenblick entferne; und dann, könnte es nicht scheinen, als fliehe ich vor der Baronin, als könnte ich ihren Anblick nicht ertragen?... sie würde sich über meine Beweggründe täuschen; es ist daher besser, ich bleibe.

Mehrere junge Leute umschwärmen die verführerische Baronin; sie beantwortet die an sie gerichteten Artigkeiten nur durch einige nichtssagende Worte. Dicht neben ihr sitzend, ist es mir fast unmöglich, auch

nur eines ihrer Worte zu überhören; ich spiele jedoch durchaus den Unaufmerksamen, fahre in meinem Gespräche fort, und drehe den Kopf nicht nach ihr um.

Bald sehe ich den Schwarm der jungen Leute zerstäuben. Der Gemahl kommt herbei; ich höre die Stimme meines Vaters, er sagt zu seiner Frau: »Unterhalten sie sich gut meine theure Adele?... — O ja, sehr!... — Wollen Sie nicht spielen?... — Nein, es würde mir unangenehm seyn! — Warum bleiben Sie in diesem Salon, wo man keine Musik macht?... — Ich befinde mich hier sehr gut, die Musik belästigt mich zuweilen... — Sie wären viel heiterer da unten, wo man tanzt... — Nein, ich wiederhole Ihnen, daß ich mich hier sehr wohl befinde... Sie wissen, daß es mir selten einfällt, den Willen Anderer zu thun, man muß im Gegentheil den meinigen gewähren lassen. — Es wird mir stets ein Vergnügen, eine Pflicht seyn, den geringsten Ihrer Wünsche zu erfüllen.«

Bei diesen Worten ergreift der Baron die Hand seiner Frau, die er wahrscheinlich drückt, und begiebt sich sofort an einen Spieltisch.

Kaum ist er einige Minuten von ihr entfernt, als Frau von Harleville mir ins Ohr sagt:

»Wagen Sie, seit ich wieder verheirathet bin, mich weder anzublicken, noch mit mir zu reden?...«

Ich gebe keine Antwort. Ebensowenig drehe ich mich um, sondern nach einigen Minuten, den ersten Vorwand zum Aufstehen ergreifend, verlasse ich meinen Platz und gehe aus dem Salon, fortwährend verfolgt von den Blicken der Baronin.

Nachdem ich noch einigemal durch die andern Salon's gegangen bin, gewinne ich das Vorzimmer und entferne mich, bei mir selbst sprechend: »Ich hatte wohl Recht, daß ich irgend ein neues Ereigniß im Hause des Herrn von Revellière erwartete! aber nie, nein nie hätte ich geahnt, daß Adele, meine Unbekannte, bald meine Stiefmutter werden würde!«

Fünftes Kapitel.

Eine Adresse.

»Wagen Sie, seit ich wieder verheirathet bin, weder mich anzublicken noch mit mir zu reden?« Diese Worte der Frau von Harleville, in dem Salon

des Herrn von Reveillère mir in's Ohr gesprochen, kommen mir oft in's Gedächtniß zurück. Sie wünschte also, daß ich noch in sie verliebt wäre, ihr den Hof machte;... warum aber, da sie mich doch nie geliebt hat?... um sich wieder über mich lustig zu machen, wahrscheinlich. Es thut mir sehr leid, Madame, daraus wird aber nichts. Gewiß, Sie sind verführerisch! aber selbst dann, wenn Ihr Benehmen gegen mich meine Liebe nicht bereits erstickt hätte, würde schon Ihr jetziger Titel hinreichen, jede, selbst die leichteste Erinnerung an dieses Gefühl mir zu benehmen. Ich weiß wohl, daß Adelen die Bande, welche mich an ihren Gemahl fesseln, unbekannt sind. Der Baron wird ihr zwar von seinem Sohn gesagt haben; ich bin aber gewiß, daß er ihr den Namen nicht mitgetheilt hat, unter welchem die Welt mich kennt.

Es ist entschieden, daß ich nicht mehr zu Herrn von Reveillère gehe; ich glaube, es giebt Häuser, die uns Unglück bringen, und in welchen wir am Ende den Hals brechen würden.

Aber es giebt auch Zufälle, denen man nicht hindernd in den Weg treten, denen man nicht vorbeugen kann!... jezt, wo ich wünsche, nicht mehr mit der

reizenden Adele zusammenzutreffen, und nicht mehr in die Zirkel gehe, wo ich ihr begegnen könnte, kann ich auf den Spaziergängen keinen Schritt thun, ohne Frau von Harleville zu erblicken. Setze ich mich im Theater in eine leere Loge, so kommen der Herr Baron und seine Frau, und nehmen neben mir Platz; wähle ich meinen Platz bei Fremden, um sicher zu seyn, daß Adele nicht meine Nachbarin wird, so sehe ich sie, wenn ich die Augen aufschlage, mir gegenüber, und ihre beinahe beständig auf meine Person gehefteten Blicke belästigen, verwirren mich und machen oft, daß ich das Schauspiel verlasse.

Jener junge Mann hatte Recht, als er sagte, daß die neue Gemahlin des Barons dem Vermögen ihres Mannes tüchtig zusetzen werde. Es scheint mir, sie treibt ihn beständig auf Theatern, Concerten und Bällen umher. Wohlan! ich werde eine Zeit lang all dieß entbehren, und sehen, ob das Geschick mir Frau von Harleville dennoch in den Weg führt.

Ich gehe zuweilen in den Tuilerien spazieren, jedoch sehr frühe und zu einer Zeit, wo die schöne Welt noch schläft. Zweimal habe ich den kleinen Oskar wiedergesehen, und immer mit seinem Vater. Wenn dieses Kind mich erblickt, lächelt es mir freundlich.

zu, sieht aber aus, als wage es nicht, mir nahe zu kommen, ohne Zweifel hat man es ihm verboten; es ist mir leid, daß ich nicht mehr mit ihm reden kann. Vielleicht hat er im Hause seines Vaters den Namen Clementinen's aussprechen hören, und ich wünschte so sehr, Nachrichten über sie zu erhalten! Wäre es mir möglich gewesen, so hätte ich den Kleinen befragt... ich schleiche manchmal um ihn herum, wenn ihn sein Ball, oder sein Reif weiter weg führen; Herr Moncarville verliert ihn aber nicht aus dem Gesicht, und so wie er mich erblickt, ruft er das Kind mit strenger Stimme zurück, und entfernt sich sogleich mit ihm.

Eines Morgens war ich in den Tuilerien und betrachtete von ferne den Sohn Julien's, den sein Vater an der Hand führte, als ein Mann bei Herrn Moncarville vorbeigeht, ihn sehr unterthänig grüßt, und nachdem er ihm einige Worte gesagt hat, seinen Weg gegen mich hin fortsezt.

Ich verfolge diesen Mann mit meinen Blicken... er ist mir nicht unbekannt... sonderbarer Zufall! es ist Herr Lubin, der Gelehrte; sein stets ebenso abgeschabter Anzug zeugt von keiner glücklichen Veränderung seiner Umstände; doch liegt in seiner Haltung

eine anspruchsvolle Würde. Ich eile auf ihn zu und halte ihn am Arme fest.

»Guten Morgen, Herr Lubin... Sie genießen, wie ich, in früher Stunde diesen Spaziergang...«

Herr Lubin sieht mich an, scheint ganz erstaunt darüber, daß ich ihn anrede, und antwortet mit nicht sehr liebenswürdiger Miene:

»In der That, mein Herr, mußte ich in diesen Garten gehen und ihn durchschneiden,... aber nicht um darin zu lustwandeln.«

Ich erinnere mich jezt, daß ich den armen Mann das Leztemal, wo ich ihn bei meiner Pförtnerin gefunden, ziemlich schlecht empfangen habe, und sage daher:

»Ei, Herr Lubin, ich sehe, daß Sie mir ein wenig böse sind, weil ich das Leztemal, wo ich Sie sah, nicht Zeit hatte, Sie anzuhören... ich hatte Unrecht, ich gebe es zu, denn ich hatte Ihnen ein Stelldichein gegeben; was kann man aber dafür? an jenem Abend war es spät... ich war ermüdet... ich weiß nicht gerade, was ich Ihnen gesagt habe....«

Das Gesicht des Herrn Lubin klärt sich auf und er lächelt beinahe, als er mir antwortet:

»Mein Herr, von dem Augenblick an, wo Sie Lust hatten, zu schlafen, ist Alles vergessen; gewiß, ich sagte mir wohl, daß Sie zum Umfallen schläfrig seyn müßten, um so unhöflich gegen mich zu seyn. Unter Collegen ist man nicht gewohnt, so schlecht aufgenommen zu werden!...

»Sie haben vollkommen Recht, Herr Lubin; aber wir Schriftsteller haben oft Nervenübel und Krämpfe wie hübsche Frauen... An solchen Tagen macht ein Nichts uns üble Laune, ärgert uns... wir sind weder im Stand, zu arbeiten, noch zu schwatzen.«

»— Ich kenne dieses, mein Herr, habe es sehr häufig an mir selbst erfahren: es giebt Tage, wo ich dumm,... gar nichts bin!... zuweilen dauert es ganze Wochen!... alsdann wäre es mir unmöglich, zu dichten,... Verse zu machen; ich würde keinen Reim finden auf: »seyn!« das vergeht aber, und dann erlangt man alle Fähigkeiten wieder...

»— Herr Lubin, ich habe Sie eben einen Herrn grüßen sehen, der dort unten weggeht... mit einem kleinen Knaben... ich glaube, es ist Herr Moncarville.

»— Sie irrten sich nicht. Es ist Herr Moncarville und sein Sohn, der junge Oskar... ich sage Sohn, obgleich es nur ein natürliches Kind ist, und

das Gesetz sagt: **Pater est, quem nuptiae demonstrant.**«

»— Ja, ja, ich weiß... Sie kennen diesen Herrn Moncarville?...«

»— Ich kenne ihn, wenn Sie wollen... eigentlich bin ich bei seinem kleinen Bastard angestellt. Ich unterweise ihn in den todten und andern Sprachen, dem Schreiben und den vier Species...«

»— Ah! Sie sind Lehrer des kleinen Oskar? — Lehrer... wenn Sie wollen!... Sie fühlen wohl, daß meine Bestimmung mich zu etwas Anderm beruft, und wenn ich durch meine Werke einen Platz in der Akademie sollte hoffen dürfen, ist es mir sehr peinlich, daß ich genöthigt bin, einen kleinen Knaben conjugiren zu lehren... meine Zeit mit Alpha, Bäta, Gamma **et caetera** zu verlieren... doch kurz... ich habe zu mir gesprochen: weil mich die Männer nicht hören wollen, will ich zu Kindern reden...«

»— Das ist rühmlich für Sie, Herr Lubin wohnen Sie bei Herrn Moncarville?«

»— Nein, ich wohne nicht dort... es thut mir leid... es wäre mir ganz recht, wenn der Tisch in mein Honorar gerechnet würde... aber Herr Moncarville wollte nicht. Ich gehe nur hin, um täglich,

Sonntag und Donnerstag ausgenommen, Unterricht zu geben... Ich bin nicht unzufrieden mit meinem Zöglinge; er beißt am Griechischen an... so wie er mich sieht, schreit er: Alpha! Bäta! Bäta! Bäta!...*) und ich kann ihn nicht mehr zum Schweigen bringen.«

»— Sie müssen doch ziemlich vertraut mit Herrn Moncarville seyn, da er Ihnen mittheilte, daß sein Sohn nicht....

»— O! ich habe es errathen... aus einem Wort bald von da... bald von dort... der Junge ist sehr geschwätzig... und dann weiß ich sehr gut, daß Herr Moncarville verheirathet ist, daß er sich von seiner Frau, welche nicht des kleinen Oskar's Mutter ist, getrennt hat.«

»— Ah! Sie wissen dieß Alles... Ich glaubte, Herr Moncarville rede nicht gerne von solchen Angelegenheiten... — Er spricht auch nicht davon... eines Tags aber war ich im Stand, ihm einen kleinen Dienst zu leisten; er ersuchte mich zu seiner legitimen Gemahlin zu gehen; ich sage legitim, obgleich ihre Aufführung...

---

*) Ein unübersetzliches Wortspiel. Bäta, der zweite Buchstabe des griechischen ABC, französisch: Bête, bedeutet in lezterer Sprache zugleich: Vieh, Strohkopf.

»— Wäre es möglich, Herr Lubin! Sie wären bei Clementinen gewesen, Sie wüßten, wo sie wohnt?...

»— Clementine... wer ist diese Clementine? — Die Frau des Herrn Moncarville. — Ich wußte nicht, daß sie sich so nennt... aber verzeihen Sie, eine andere Unterrichtsstunde ruft mich... ich muß einen jungen Conditorlehrling, der sich für die Devisen bestimmt, das Versemachen lehren. — Herr Lubin, noch ein Wort, ich bitte!... die Adresse der Madame Moncarville. — Die Adresse der Madame Moncarville... warten Sie doch... es ist in einer Straße, ... die ich nicht kenne... in einem Viertel, das mir fremd war... Um mich daran zu erinnern... müßte ich es wieder sehen... — Ah! suchen Sie... ich bitte Sie darum... suchen Sie... — Ich werde zu Hause suchen, ich muß die Adresse geschrieben auf einer Karte haben. Herr Moncarville hatte sie mir gegeben... In Ihrem Hause? ei nun! so eilen wir dorthin... nehmen wir ein Cabriolet... — Ich kann nicht, mein Schüler wartet. Dieser unglückliche junge Mensch hatte keinen Begriff von der Dichtkunst; er würde Liebe mit Kohle reimen. Er hatte ein Gedicht auf den Namenstag seines Lehrherrn machen

wollen, und jede Zeile endigte mit dem nämlichen Wort... ich kann Ihnen einen Vers citiren:

Vous qui faites bien les dragées,
Vous dont on aime les dragées,
Si je vous donnais des dragées,
Vous diriez: ce sont mes dragées,
Mais je veux . . .

»— Ach! Herr Lubin, wenn Sie wüßten, welchen Werth ich auf die Adresse dieser Dame lege... welchen Dienst Sie mir leisten würden!...

»— Mein Herr, ich bin sehr geneigt, Ihnen gefällig zu seyn... obgleich Sie mir nicht beistehen wollten, mein Chaos zur Aufführung zu bringen!... ein Werk, das rasendes Glück gemacht hätte! besonders in diesem Augenblick, wo man Natur in den Theaterstücken will...

»— Gewiß, ich hatte Unrecht, Herr Lubin; Sie werden mir aber Ihr Chaos... Ihre Sündfluth, kurz was Sie wollen, wieder vorlesen... nachdem Sie mir die Adresse dieser Dame gesagt haben.

»— Morgen früh, mein Herr, wollen Sie, daß ich bei Ihnen vorbeikomme?... bis dahin werde ich die Adresse hervorgesucht und unfehlbar gefunden haben....

»— Gut! es sey... morgen früh... weil Sie mir solche nicht augenblicklich sagen können... — Wie ich die Ehre hatte, Ihnen mitzutheilen, muß ich zu meinem Schüler gehen, den ich das Versemachen lehre. Ich habe ihm schon gesagt, er lege viel zu viel Süßigkeit in seine vierzeiligen Strophen; unter meiner Leitung aber und meinem Beispiel... — Auf morgen früh, Herr Lubin, ich rechne auf Sie, vergessen Sie nicht!... — O! ich habe das Gedächtniß der Mnemosyne!... ich werde das Manuscript meines Chaos, nebst den von mir dazu gemachten Zusätzen mitbringen. — Alles, was sie wollen, Herr Lubin. — Ah!... verzeihen Sie, Herr Arthur, noch ein Wort, wenn es Ihnen gefällig ist... soll ich mich vor oder nach dem Frühstück zu Ihnen begeben?«

»Vorher, Herr Lubin, vorher, das versteht sich von selbst!... wir werden zusammen frühstücken. — Dieß ist mir recht, besonders da ich lieber nüchtern ausgehe... Morgen also... — Mit der erbetenen Adresse... — Ja, mein Herr... und dem Manuscript des Chaos... Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.«

Herr Lubin entfernt sich, und ich verlasse die Tuilerien, ganz freudig über mein Zusamentreffen, das Herz wieder voll neuer Hoffnung, mir schmei-

chelnd, jene Frau bald wiederzusehen, die ich so sehr liebe, die ich anbete... besonders seit ich ihr Unglück verursacht, seit ich keine Nachricht mehr von ihr empfangen habe; muß ich fast immer eines Guts erst beraubt werden, um es in seinem ganzen Werth zu würdigen.

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld ich den andern Tag erwarte, ich, der ich nicht kalt in meinen Gefühlen bin, nicht halb glücklich oder halb unglücklich seyn kann; ich, dessen Einbildungskraft immer über das Wahrscheinliche hinausschweift, den ein Nichts niederschlägt, ein Nichts entzückt, und dessen Herz nie verstanden hat, vernünftig zu seyn! Man behauptet, es sey ein Unglück, wenn man so beschaffen ist; die kalten, überlegten Charaktere ertragen den Kummer besser, seyen demselben weniger zugänglich; ja, es ist möglich; wie aber Alles auch seine andere Seite hat, so glaube ich, daß diese auch die Freude nicht so lebendig fühlen.

Ich habe ein reichliches Frühstück auftragen lassen; zum Mindesten will ich den armen Mann gut zu bewirthen suchen, den ich so glücklich war, heute wieder zu finden; er ist entsetzlich langweilig mit seinen Werken!... aber er wird mir behülflich seyn, Clementinen wiederzusehen! ich werde, wenn es seyn muß, sie

Vorlesung seines ganzen Chaos aushalten. Es giebt viele Leute in der Welt, die uns gleichfalls langweilen, ohne daß man einen Ersatz dafür erhielte.

Punkt neun Uhr stellt mein Gast sich ein, mit einer Unzahl von Papierrollen unter beiden Armen.

»Ich fürchtete, zu früh zu kommen« sagt Herr Lubin, indem er sich bis zur Erde verneigt.

»O! ich bin schon lange auf und erwarte Sie; setzen Sie sich, zuerst muß man frühstücken...«

»Ganz richtig, wie... ich weiß nicht mehr, welcher Dichter, in ... ich weiß nicht mehr in welchem Gedicht sagt:

„Ein aufgewärmtes Früstück
Ist keinen Heller werth.“

»Ja, so ist's, mit einem Fuße zu viel... — Ein Fuß... wie? — Lassen wir die Citationen, Herr Lubin, erlauben Sie, daß ich Sie bediene... — Mein Herr, ich bin beschämt... — doch verzeihen Sie, wenn ich sogleich eine Frage an Sie richte.. Haben Sie an Ihr Versprechen gedacht? — Ja, mein Herr, ich hütete mich wohl, es zu vergessen! — Sie bringen also...— Mein Chaos, mit allen Varianten, und außerdem mit sechs Entwickelungen... mir schien, es müsse für ein Theater neu und angenehm zugleich seyn, wenn man z. B. an einem Stück, das die

ganze Woche hindurch gespielt wird, jeden Abend die Entwicklung änderte. So würde man auf den Anschlagzettel setzen; Gestern endigte es gut, diesen Abend wird es unglücklich enden... morgen wird der Ausgang besser seyn... oder... — Ach! Herr Lubin, davon habe ich nicht mit Ihnen gesprochen, Ihr Chaos ist sehr interessant, ich bin es überzeugt; Sie können es mir aber nicht verübeln, wenn ich vor Allem die Adresse der Madame Moncarville zu erfahren wünschte! — Die Adresse der Madame Moncarville!... o! ich hatte ebenfalls daran gedacht, mein Herr; denn ich habe das lebhafte Verlangen darnach, das Sie gegen mich an den Tag legten, keineswegs vergessen, mein Gedächtniß ist ungeheuer... Ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken... — Sie sind ein scharmanter Mann, Herr Lubin; die Adresse nun?... — Darf ich Sie noch um ein wenig von den Nieren bitten... sie sind köstlich! — Ich bin entzückt, daß sie Ihnen schmecken... diese Adresse... — Mein Herr, ich habe gestern den ganzen Abend mit Suchen derselben zugebracht. Als ich meinen Schüler, den Conditor verließ, bin ich augenblicklich nach Hause gegangen, habe alle meine Möbeln durchsucht, wozu ich nicht lange brauchte; ich habe

in meinen Carton's gewühlt ... in meinen Heften ... sogar in den Taschen meines Karrik, der mir im Sommer als Schlafrock und im Winter als Mantel dient ... — Kurz, Herr Lubin ... — Ich habe die Ehre, auf ihre Gesundheit zu trinken; kurz, mein Herr, es hat mir nicht gelingen wollen diese Adresse aufzufinden. — Sie haben sie nicht gefunden! ... — Nein, mein Herr ... da fällt mir aber jezt ein wichtiger Umstand ein. — Was denn? — Daß ich vor ungefähr vierzehn Tagen, als mich die Lust ankam, mir einen Pfannkuchen zum Besten zu geben, viele Papiere verbraunte, um mein Feuer damit anzuzünden, und die Adresse dieser Dame wird sich darunter befunden haben.

Ich schlage mit solchem Zorn auf den Tisch, daß die Nieren aus dem Teller des Herrn Lubin herausspringen, der sie mit seiner Gabel wieder nacheinander auflieset und mit vieler Kaltblütigkeit fortißt. Ich kann gar nicht beschreiben, was ich empfinde, der Kummer, meine Hoffnung getäuscht zu sehen, der Aerger über die Gleichgültigkeit meines Gästs erschöpfen meine Geduld und ich bin auf dem Punkt, ihn tüchtig anzufahren ... als ich die Augen nach ihm aufschlage und sehe, daß sein Gesicht ganz von Tropfen der Sauce bedeckt ist, die zugleich mit den Nieren

aus dem Teller sprizte, und daß er einen Theil seines Tellerinhalts unter dem Tische sucht. Bei diesem Anblick kann man unmöglich ernsthaft bleiben; mein Zorn weicht der Lachlust, und nachdem Herr Lubin Alles, was auf dem Boden lag, wieder mit seiner Gabel aufgelesen hat, nimmt er sein Glas und wiederholt: »Ich habe die Ehre auf Ihre Gesundheit zu trinken.«

»— Herr Lubin, es ist mir in Wahrheit äußerst unangenehm, daß Sie diese Adresse verloren haben, doch hoffe ich, das Uebel werde nicht unverbesserlich seyn... Sie sind bei dieser Dame gewesen... nicht wahr? — Ja, mein Herr, ich bin in einer Miethkutsche hingefahren, da ein Koffer mit abzugeben war!... o! ich werde es nie vergessen; es ist das einzige Mal in meinem Leben, daß ich in einer Kutsche gefahren bin. — Nun gut! es ist unmöglich, daß Ihnen das Stadtviertel, die Straße, wo Sie waren, völlig aus dem Gedächtniß gekommen seyn soll. — Gewiß nicht, mein Herr! das Viertel war das Marais, ja wohl, es war das Marais. — Herrlich, und welche Gegend ungefähr?... — In der Gegend, ja ungefähr in der Gegend der **Place-Royale**; denn als ich aus dem Wagen stieg, gieng ich über diesen Spazierweg

— Sehr gut, wir werden nach dem Frühstück auf die Place-Royale gehen; wir durchlaufen im Nothfall alle umliegenden Straßen, und Sie müssen doch wohl das Haus wieder erkennen, in welchem Sie waren. — Ich werde es um so eher wieder erkennen, als ich mich jezt erinnere, daß ein Haufen Stroh vor der Thüre lag. — Ich glaube nicht, daß der dort liegen geblieben ist, Ihre Augen werden aber Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen. Jezt, Herr Lubin, wollen Sie mir gefälligst sagen, durch welchen Zufall Sie Herr Moncarville zu seiner Frau geschickt hat: was sollten Sie dort thun? — Ich will es Ihnen sagen, mein Herr; ich möchte Sie noch um ein wenig Beefsteack bitten... — So viel Sie wollen. — Mein Herr, ich gab dem kleinen Oskar Unterricht... er macht noch keine Verse, wie mein Conditor, ich werde ihn aber dazu bringen... ich gab also meinen Unterricht... mein Schüler deklinirte musa nach rosa, und ich betrachtete einen Koffer, der mitten im Zimmer stand, und Herr Moncarville, der, nachdem er mehrmals an uns vorübergegangen war, den bemeldeten Koffer angesehen hatte, sagte ärgerlich brummend: »Ich wollte, er wäre beim Teufel!... diese Worte fielen mir auf, und da ich vermuthete

daß der Koffer es sey, was den Vater meines Zöglings ärgerte, da wagte ich ihm zu sagen: Wenn dieses Möbel Sie belästigt, mein Herr, so will ich es gerne in mein Haus bringen... es wäre mir sogar recht, denn ich habe keines dieser Art... und es würde mir als Schreibtisch dienen. Darauf sah mich Herr Moncarville eine Zeitlang an, und sagte mir dann: Was mich ärgert, ist, daß ich diesen Koffer zu einer Dame schicken muß... ich mag nicht selbst hingehen... doch sind Effekten darin, die ihr zugehören, und ich möchte, daß sie mir einen Empfangschein ausstellte: wollen Sie diesen Auftrag übernehmen, so lasse ich einen Fiaker kommen und Sie steigen mit dem Koffer ein? Ich nahm den Vorschlag an, und während Herr Moncarville den Empfangschein schrieb, so daß ich ihn nur noch unterzeichnen lassen durfte, sagte mir der kleine Oskar, der geschwätzig ist, wie eine Elster, in's Ohr: »Ich weiß, zu welcher Dame Sie gehen...: zu Papa's Frau... in diesem Koffer sind ihre Kleider, ihre Effekten; sagen Sie aber nicht, daß Sie es von mir wissen, denn man würde mich schlagen! Ich schwieg... behielt meine Gedanken für mich, allein ich bemerkte, daß auf der Adresse, die

man mir gab, der Name der Madame Moncarville nicht stand.«

»— Ein anderer Name... ah! ich dachte wohl, sie werde den ihres Mannes nicht beibehalten haben... und welchen Namen hat sie angenommen?... — Madame... Madame... Teufel... es ist sonderbar... er fällt mir ebensowenig ein... so viel ist aber gewiß, daß er mit Madame anfing... — Kurz, Sie fanden Clementine... Sie haben Sie gesehen... was hat sie Ihnen gesagt? wie wohnt sie? — Ich fand die Dame zu Hause... ich ließ den Koffer durch den Pförtner hinauftragen... es ist ein Pförtner im Hause... sie wohnt im dritten... oder im vierten Stocke... doch ist es nicht viel höher... ich sah nur zwei Zimmer ihrer Wohnung... ich weiß nicht, ist dieß Alles... die Möbel sind bescheiden... doch wären sie mir recht. Diese Dame empfing mich sehr artig... sie bot mir einen Stuhl, den ich annahm; sie unterzeichnete den ihr dargereichten Schein und sagte nichts, als die Worte: Es ist mir leid, daß Sie sich bemüht haben, mein Herr. Gern hätte ich ein wenig geschwazt... ich warf ein Wort über Herrn Moncarville hin, sie antwortete nicht. Um jezt noch länger zu bleiben, hätte ich gar keine Lebensart haben müssen

ich grüßte die Dame und gieng wieder. Ich habe die Ehre auf Ihre Gesundheit zu trinken.«

Mit Theilnahme höre ich Alles, was auf Clementine Bezug hat; ich hätte gerne noch weiter gehört, allein ich sehe, daß Herr Lubin mir Alles gesagt hat, was er wußte, und ich würde mich vergebens bemühen, ihn zu befragen.

»Wenn Sie aber, sage ich nach einer Weile, Herrn Moncarville wieder um die Adresse jener Dame bäten zu der er Sie geschickt hat, ohne Ihnen zu sagen, daß es seine Frau sey?«

«O! ich werde mich wohl hüten, mein Herr, der natürliche Vater des kleinen Osker ist durchaus nicht liebenswürdig. Eines Tages hatte ich, ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, das Gespräch auf die Dame gebracht, zu der er mich geschickt hat; da unterbrach mich Herr Moncarville voll Zorn mit den Worten: Brechen wir ab über diesen Gegenstand, ich habe Ihnen Ihre Commission bezahlt, es sey also nicht mehr die Rede davon! Ich schwieg... übrigens hat er mir nur eine Marke weiter gegeben... dieß macht dreißig Sous... eine schöne Bescherung für eine zarte Sendung!«

»Ich sehe wohl, Herr Lubin, daß wir die Umgebung der Place-Royale besuchen müssen, und sobald Sie gefrühstückt haben...«

»Ja, mein Herr... ich bin diesen Morgen bei Appetit... Herr Arthur, Sie haben ebenfalls nicht vergessen, daß Sie mir versprachen, mein Chaos nebst Varianten anzuhören?«

Ich fühle, daß ich die Eigenliebe des Herrn Lubin nicht wieder kränken darf. Ich brauche ihn; haben wir daher Geduld!

Der Gelehrte hat eine seiner Rollen genommen; ich gebe ihm ein Zeichen, anzufangen. Er liest wenigstens drei Viertelstunden lang, und hält nur ein, um zu trinken. Zu meinen Ohren ist nichts, als ein einförmiges Sausen gedrungen; da ich aber nur an Clementine gedacht habe, wäre es mir sehr schwer, zu sagen, was man mir vorgelesen hat.

Inzwischen hält Herr Lubin inne und sieht mich starr an, wobei er spricht: »Nun, mein Herr! was halten Sie davon?...«

»Meiner Treu! Herr Lubin, ich halte es für sehr gut... wenn Sie etwas Liebe in Ihre Intrigue mischen... — Liebe! es ist ja nichts Anderes, mein Herr! — Alsdann sollte man davon nehmen. —

Man hatte mich aufgefordert, meinen Gegenstand in einen andern Zeitraum zu versetzen, statt der Titanen, Götter, Göttinen; aus dem Allem eine kleine Volks-Revolution zu machen... Arbeiter gegen Adelige zum Beispiel? — In der That, Herr Lubin, Ihr Gegenstand kann auf moderne Weise behandelt werden: zeigen Sie, wie die heiligsten Dinge in's Lächerliche gezogen, die legitimsten Rechte usurpirt, verkannt, das Alte, Ehrwürdige von jungen Ignoranten angegriffen, Alles was unsere Achtung besaß, zum Gegenstand der Karrikatur geworden; zeigen Sie die Schamlosigkeit in den Künsten, die Ueberspannung in den Geistern, die Ausgelassenheit an der Stelle der Freiheit: alsdann haben Sie ebenfalls ein wahres Chaos geschrieben, und dieses wird Wirklichkeit haben.

Herr Lubin verbeugt sich, ißt, trinkt, und schickt sich an, eine neue Rolle zu ergreifen; ich halte ihn zurück.

»Herr Lubin, unser Café ist warm, wir wollen ihn trinken und hierauf nach der Place-Royale gehen. Sie lesen mir Ihre Varianten ein andermal vor. — Dieß ist mir recht, mein Herr, denn ich werde heiser vom lesen. — Und mich, mich drängt es, fortzugehen.

Ich schenke ihm Café, Liqueur ein; er verschluckt nacheinander drei Kelche voll, endlich hat er Alles hinunter, Alles getrunken, ich halte ihm seinen Hut hin und wir gehen.

Herr Lubin hat so oft die Ehre gehabt, auf meine Gesundheit zu trinken, daß er sich nicht mehr in seinem natürlichen Zustande befindet, ich bemerke, daß der gute Mann keinen sichern Gang hat, lasse ihn daher in eine Miethkutsche steigen, und befehle dem Kutscher, uns nach der **Place-Royale** zu fahren.

Unglücklicherweise vermehrt die Bewegung des Wagens, woran Herr Lubin nicht gewöhnt ist, weil er sich erst zum zweitenmal in einem solchen befindet, noch die Verwirrung seiner Ideen; mein Gast weiß nicht mehr, wo er ist, bald beugt er sich über den Kutschenschlag, daß ich fürchten muß, er falle hinaus, bald sinkt er zurück und scheint einschlafen zu wollen. Ich bin auf der Folter! dieser Mann läßt mich einen Dienst, den er mir vielleicht gar nicht leistet, sehr theuer bezahlen.

Wir langen auf der **Place-Royale** an. Der Kutscher hält, ich steige ab und bitte Herrn Lubin, ein

Gleiches zu thun; er bleibt auf dem Sitze und stammelt: »Ich fahre lieber noch länger.«

Ich muß böse werden, ihn an den Beinen ziehen, um ihn aus dem Wagen herauszubringen; endlich gelingt es mir. Ich schicke den Wagen weg und so stehe ich nun mit Herrn Lubin auf der Place-Royale; er schaut mit dummer Miene um sich her, und sagt: »Wo sind wir denn, mein Herr?...

»— Auf der Place-Royale, Herr Lubin. — ah! Teufel... und was sollen wir hier thun?...«

Wie gerne möchte ich den verfluchten Kerl nach Herzenslust prügeln, um ihn für seine Unmäßigkeit zu bestrafen! Statt dessen aber muß ich noch sanftmüthig mit ihm sprechen, und mich bemühen, daß er mir Gehör schenkt. Im Ganzen bin ich selbst an seinem Zustand ein wenig Schuld; ich habe ihn vielleicht zu schnell essen und trinken lassen.

Ich nehme ihn beim Arm, schiebe denselben unter den meinigen und sage zu ihm: »Stützen Sie sich auf mich, Herr Lubin!... — Mit Vergnügen, mein Herr... es ist mir recht, denn ich fühle mich ganz schwindlicht. — Es wird vorübergehen, hoffe ich. — Die Nieren sind mir in den Kopf gestiegen... — Ich glaube eher, es sind die Kelche Liqueur... oder

das Vorlesen Ihres Stücks. — Ja... es ist das Vorlesen... ich lege zu viel Feuer darein! — Jezt, Herr Lubin, handelt es sich darum, die Straße zu finden, in der die Wohnung jener Dame ist, zu der Sie einen Koffer gebracht haben... — Welchen Koffer?... welche Dame?...«

Ach, mein Gott! wohin bin ich gerathen? Ich schleppe Herrn Lubin nach einem Caféhaus und schiebe ihn mit den Worten hinein: »Sie werden Zuckerwasser nehmen, das wird Sie wieder herstellen... — Gerne... Punsch wäre mir lieber, als Zuckerwasser... — Gott bewahre uns davor!... Punsch! dieß würde Sie vollends verrückt machen!... — Ich bin nicht verrückt, ich versichere. — Mir gleichgültig... O! wenn wir die Wohnung dieser Dame gefunden haben, werde ich Ihnen Punsch geben lassen, so viel Sie nur wollen!«

Man bringt uns Zuckerwasser; ich lasse Herrn Lubin trinken. Wir bleiben eine Viertelstunde im Café; da ich ihn nach Verfluß dieser Zeit wieder ein wenig hergestellt sehe, ziehe ich ihn fort, wobei ich ihn indeß immer sorgfältig am Arm halte.

Wir durchlaufen mehrere Straßen; oft bleiben wir stehen und ich sage alsdann zu meinem Begleiter

»Sehen Sie einmal... ist es eines von diesen Häusern!...«

Herr Lubin schaut auf, schüttelt verneinend den Kopf, und schließt mit den Worten: »Ueberdieß lag viel Stroh vor der Thüre... und ich sehe hier kein's... — Aber, mein Herr, binden Sie sich nicht daran;... dieses Stroh wird, seit Sie da waren, weggenommen, weggekehrt worden seyn... Es sind, glaube ich, drei Monate, seit Sie jene Commission besorgt haben? — O! ja... wenigstens... — Wie sollte also dieses Stroh liegen geblieben seyn?... — Wäre es Schnee gewesen, so weiß ich sehr wohl, daß er geschmolzen seyn würde... Stroh schmilzt aber nicht... es bleiben gewöhnlich Spuren.«

Seit beinahe einer Stunde durchstreifen wir das Stadtviertel, und ich fange an, jede Hoffnung aufzugeben: doch betrachtet Herr Lubin, der alle seine Geisteskräfte wieder erlangt hat, die Häuser, vor denen wir vorüberkommen, genauer. Wir sind gerade in einer Straße, die einerseits auf den Boulevart und andrerseits in die Straße Saint-Louis führt, als Herr Lubin zu mir sagt: Es scheint mir beinahe gewiß, mein Herr, daß ich mich hier befunden habe, da ich aus dem Hause jener Dame herauskam....«

»— Sie glauben... ach! Herr Lubin, betrachten, mustern Sie jede Thüre mit Aufmerksamkeit... es ist unmöglich, daß Sie das Haus nicht wiedererkennen sollten...«

Während mein Begleiter still steht, umhersieht, und wahrscheinlich noch einige Strohhalme sucht, sehe ich nach den Fenstern, ob ich Clementinen dort nicht gewahre; ich lasse sie alle die Musterung passiren und bleibe zuweilen vor einem Vorhang in Betrachtung versunken, hinter welchem ich einen Frauenkopf zu erblicken glaubte.

Seit einigen Minuten stand ich vor einem Hause von bescheidenem Aeußern, und Herr Lubin sah einige Schritte von mir nach einer Thüre, als ein Herr und eine Dame aus dem Hause heraus kommen, vor welchem ich mich befinde.

Anfangs gebe ich wenig auf sie Acht; aber die Dame dreht den Kopf: und ich erkenne Clementine.

Clementine!... am Arme eines andern Mannes... dieser Mann ist jung... hübsch... er spricht mit ihr... lächelt ihr zu... sie sieht ihn an... lächelt ihm ebenfalls zu... Ach! ich kann nicht aussprechen, was ich empfinde... ich bleibe unbeweglich stehen... ich fühle meine Knice unter mir wanken, lehne mich

an einen Eckstein... folge ihr mit den Augen... mein Gesicht glüht... doch zittere ich und ersticke beinahe zu gleicher Zeit... nie fühlte ich mich so unglücklich!...

Sie sind nach dem Boulevart hinaufgegangen; am Ende der Straße schien es mir, als wende Clementine den Kopf nach mir, dann verschwanden sie.

Clementine liebt mich nicht mehr... ein Anderer hat ihre Liebe.... ich kann mich nicht an diesen Gedanken gewöhnen! ich glaubte, diese Frau könne nur mich lieben... sie werde mir stets meine Untreue verzeihen und nie selbst eine begehen.

Wissen, daß Sie einen Andern liebt, das drückt mich nieder, tödtet mich... ich verliere, was mein Herz entzückte. Von diesem Augenblick an giebt es für mich keine Geliebte, keine Freundin, keine jener Täuschungen mehr, die trösten, und ein zukünftiges Glück hoffen lassen.

Ich stand noch immer auf derselben Stelle; mein Kopf war auf die Brust gesunken; ich weiß nicht mehr, was ich denke, als Herr Lubin auf mich zueilt, mit einem Strohhalm in der Hand:

»Sehen Sie, mein Herr, habe ich Ihnen nicht gesagt, ich werde noch welches finden?... hier

gegenüber, mein Herr, hier ist dieses Haus... jezt bin ich dessen gewiß!...«

»Ja... ich weiß es, Herr Lubin, sie wohnt hier... ich habe sie ausgehen sehen... ich danke Ihnen... ich bin jezt zufrieden.«

»Ach! wir haben endlich gefunden!... Ihr Gesicht drückt aber Bestürzung aus, mein Herr... sollten die Nieren Ihnen ebenfalls übel machen...— Nein, es ist nichts... Adieu Herr Lubin... — Der Herr verläßt mich!... ich glaubte, wir würden Punsch trinken, wenn wir die fragliche Wohnung gefunden hätten. — Ich kann nicht... haben Sie die Güte, ohne mich zu trinken, Herr Lubin, und entschuldigen Sie mich...

Mit diesen Worten drücke ich Herrn Lubin zwanzig Franken in die Hand, der sie annimmt, indem er stottert, daß es ihm gerade recht sey; und ich entferne mich, ohne seine Danksagungen anzuhören.

Sechstes Kapitel.

Ein Stelldichein.

Ich möchte alle früheren Liebeserinnerungen vergessen, verlieren können; ich möchte mir einbilden, die Vergangenheit sey nie da gewesen, ich habe jene Frauen nicht gekannt, die mich betrogen; ich habe diejenige nie geliebt, deren Liebe für mich erloschen ist, kurz, ich möchte mein Jünglingsleben noch einmal von Neuem beginnen, und keine Erinnerung an meine ersten Liebeshändel bewahren.

Dessen ungeachtet denke ich unaufhörlich an Clementinen, an jene Frau, die ich vernachläßigt, vergessen habe, während sie mich liebte, und die ich anbete, vergöttere, nun sie einen Andern liebt.

Unaufhörlich sehe ich sie vor mir am Arme dieses Mannes... sie stützte sich ohne Zweifel auf ihn; es giebt eine so eigenthümliche Weise, Jemanden, den man liebt, den Arm zu geben!... ich bin sehr wenig mit ihr ausgegangen... es war aber eine Zeit, wo ich mich so glücklich fühlte, wenn ihr Arm in dem

meinigen lag!... Ach! wenn ich noch so gedacht hätte, als sie am lezten Abend bei mir war, hätte ich sie nicht allein fortgehen lassen... allein, und die Augen voller Thränen!... Ich habe mich schlecht gegen sie benommen, ich fühle es wohl, und dieß ist es gerade, was mich zur Verzweiflung bringt... Ich bin die Ursache ihres Unglücks... Und dennoch... würde sie wohl einem Andern Gehör geschenkt haben, wenn sie mich so sehr geliebt hätte, als sie mich versicherte?

Diesen Andern habe ich nur einen einzigen Augenblick gesehen, werde ihn aber stets wieder erkennen; es muß ein Mann in meinem Alter seyn; er ist hübscher als ich... und zudem muß sie ihn hundertmal hübscher finden, weil er es ist, den sie jezt liebt. Sie hat mich wohl im Vorbeigehen gesehen... hat den Kopf umgewandt... damit ich nicht daran zweifeln könne, daß sie es sey. Sie schien vergnügt, daß sie vor meinen Augen mit einem Andern gieng; und doch mußte sie gewiß denken, es werde mir weh thun... und ich würde selbst dann, wenn ich ihr wirklich untreu gewesen wäre, es ihr haben verbergen wollen... Wie? wenn ich mich bei Clementinen's Wohnung aufstellte, um diesem Mann aufzupassen, ein Wort mit ihm zu reden und Händel mit ihm zu

suchen?... würde mir aber dieß Alles Clementinen's Liebe wieder bringen? Nein, ich würde mich blos lächerlich machen, weiter gar nichts! ein nicht mehr geliebter Liebhaber ist ebenso langweilig, als ein eifersüchtiger Ehemann; und bei ersterem hat man weit weniger Rücksichten zu beobachten... Nein, ich werde mich Clementinen's Blicken nicht mehr aussetzen! ich werde ihr Glück nicht zu stören suchen, und sie eben so sorgfältig fliehen, als ich sie vorher aufsuchte.

Ziemlich sonderbar ist es übrigens, daß ich dieß jezt bei allen Personen thun muß, die ich geliebt habe.

Es ist eine traurige Sache, wenn man über Alles enttäuscht ist, nicht mehr an Liebe, noch an Freundschaft glauben darf! Ich machte mir so gerne Illusionen! und der Gedanke ist so angenehm, nicht betrogen zu werden, auch wenn man selbst Andere betrügt! Zwar giebt es Leute, welche behaupten, man sey glücklicher, wenn man an nichts glaube; aber die Heiterkeit dieser Leute ist nie wahr, ihr Lächeln ist stets bitter.

Acht Tage sind seit meinem Spaziergang in der Umgebung der Place-Royale vergangen, — acht Tage, die mir als ebensoviele Jahrhunderte erschienen und in welchen ich weder arbeiten noch einen Augenblick

mich belustigen konnte. Ich lebe, aber wie ein Automat, wie eine Maschine, ohne Erinnerung an den vergangenen, ohne Wunsch für den kommenden Tag.

Am Abend des lezten Tags übergiebt mir meine Pförtnerin einen Brief. Ich betrachte die Handschrift: sie ist mir unbekannt; ich öffne gleichgültig den Brief, nicht mehr geneigt, für eine Namenlose mich zu entflammen.

Das Billet, dessen Schriftzüge kaum lesbar sind, enthält die Worte:

»Man will Sie allein sehen, sich mit Ihnen aussöhnen, denn man liebt Sie mehr, als Sie es verdienen; kommen Sie morgen Abend, um neun Uhr, an's äußerste Ende des Boulevart Saint-Antoine, beim Bastilleplatz; eine Person wird dort auf Sie warten, und Sie heimlich in ein Haus ganz in der Nähe führen, wo ich mich befinde. Fehlen Sie nicht... ich weiß nicht, zu welchen Schritten mich meine Verzweiflung treiben würde, wenn Sie mir nicht verziehen.«

Keine Unterschrift!... Wer kann mir dieses Billet schreiben?... will man sich wieder über mich lustig machen?... Ach! Großer Gott! welcher Gedanke... diejenige, welche mir schreibt, verlangt, daß ich ihr verzeihe, mich mit ihr aussöhne.

Es ist also Clementine... ja, nur Clementine kann es seyn... sie hat das ganze Weh geahnt, das sie mir zugefügt... und wünscht mich nun wieder zu sehen... was wird sie mir sagen?... Ach! wenn sie sich zu entschuldigen vermöchte... die Ueberzeugung von ihrer Unbeständigkeit in mir vernichten könnte, ich wäre noch überglücklich!

Doch, ist es nicht Clementinen's Hand... Warum hat sie diese Zeilen nicht selbst niedergeschrieben?... vielleicht eine nicht zu errathende Vorsichtsmaßregel, die sie mir erklären wird... Ist sie vielleicht krank? ... doch welche andere Frau, als Clementine könnte meine Verzeihung wünschen? Sie ist's, die mich erwartet... sie will mich wieder sehen... Was wird sie mir sagen können?... ich weiß es nicht; möchte aber schon bei ihr seyn... ich brenne vor Ungeduld... kann nicht auf einer und derselben Stelle bleiben; zwar habe ich keine Hoffnung, mein Glück wiederzufinden, doch wenigstens wieder Empfindungen, mein Herz ist gewaltig aufgeregt... Ich bin keine Maschine mehr, lebe von Neuem auf.

Bis zu dem für das Stelldichein bezeichneten Augenblick vergeht keine Viertelstunde, in der ich das geheimnißvolle Billet nicht wieder lese; je öfter ich

es durchlaufe, desto weniger scheint mir möglich, daß es von Jemand Andrem, als Clementinen komme; auch der Ort des Stelldicheins trägt zu diesem Glauben bei; man sagt mir, ich solle am Ende des Boulevart Saint-Antoine warten, eine Person werde mich in ein ganz nahe liegendes Haus führen, in der That, die Straße, worin Clementine wohnt, ist ganz nahe dabei... in diese wird man mich führen.

Ein ewig langer Tag verstreicht; ich nehme meinen Weg nach dem mir bezeichneten Boulevart; es ist aber erst acht Uhr und das Rendezvous ist auf neun: gleichviel! ich gehe unterdessen umher.

Wir sind im Herbst, die Nacht ist schon lange angebrochen. Das Wetter ist schön, aber schon etwas kühl und in diesem Stadttheil gehen die Spaziergänger mit scheidendem Tag nach Hause. Nichts hindert mich, den Boulevart zu durchlaufen, den noch hundertjährige Bäume beschatten, bis ein neuer Bürgerkrieg sie stürzt; ein trauriges Privilegium der Revolutionen, die mit Zerstören beginnen!

Eine gute Stunde wandle ich auf und ab... Ich fange an, dieser Bewegung müde zu werden... einige Schritte von mir ist eine Steinbank, ich habe aber nicht Philosophie genug, mich allein darauf zu setzen;

es ist indeß, wie ich glaube, die nämliche Bank, auf der ich in einer gewissen Nacht ruhte, wo ich mich bei Adelen zu befinden wähnte... Ja... es ist wirklich da... wenn ich daran denke, daß ich an Klara meine Erklärungen richtete, daß ihre Hände es waren, die ich zärtlich in den meinigen drückte, so empfinde ich noch jezt Wallungen des Zorns... entfernen wir uns von dieser Bank... sie könnte nur Unglück bringen!

Es ist völlig neun Uhr, ich nähere mich dem Bastilleplatz, warte und betrachte aufmerksam jede Person, die an mir vorübergeht. Ich wette, ich habe so eben einer alten Magd, die auf mich zukam, Furcht eingejagt... Als sie mich mitten auf dem Boulevart still stehen sieht, wendet sie sich um und läuft in vollem Athem davon. Niemand sieht einem Dieb ähnlicher, als ein Mann auf den Schleichwegen der Liebe.

Eine andere Person kommt näher, es ist ein junges Dienstmädchen, sie geht an mir vorüber, blickt mich an, bleibt stehen und redet mich endlich an.

»Sind Sie der Herr Arthur? — Ja, und ich warte schon lange. — Folgen Sie mir, mein Herr!«

Das junge Dienstmädchen kehrt nach der Straße Saint-Antoine um, wie sie aber einige Schritte gemacht hat, halte ich Sie an, denn ich sehe, daß wir

uns von der Straße entfernen, worin Clementine wohnt.

»Wo führen Sie mich hin, Jungfer? — In ein Haus, wo Sie die Dame finden werden, welche Sie sprechen will. — Wir gehen also nicht in ihre Wohnung? — In ihre Wohnung... nein, mein Herr, sie würde Sie dort nicht empfangen können... — Wie so denn? — Mein Gott, ich weiß nicht, mein Herr... ich kann Ihnen Ihre Fragen nicht beantworten... Alles, was ich weiß, ist, daß ich Sie in ein sehr ehrbares Haus führe. Wenn Sie mir aber nicht folgen wollen, so steht es Ihnen frei... — Ich folge Ihnen...«

Ich begreife nicht, warum mich Clementine nicht sollte in ihrer Wohnung empfangen können, bin jedoch der Aufklärung über dieß Alles höchst begierig, und folge daher dem jungen Mädchen, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

Meine Führerin tritt in die Straße Saint-Antoine; nachdem wir etwa hundert Schritte darin gemacht haben, halten wir vor einer offenstehenden Hausthüre. Dieser Eingang ist sehr finster, das Dienstmädchen nimmt mich aber bei der Hand und sagt: »Ich will Sie führen, mein Herr...«

Bald finden wir eine Treppe; man fordert mich auf, das Geländer zu fassen und geht mir voran; im zweiten Stocke stehen wir still. Jezt zieht meine Führerin einen Schlüssel heraus, öffnet eine Thüre und wir sind nicht mehr im Dunkeln.

Wir treten in einen kleinen, bescheiden möblirten, aber ziemlich gut gehaltenen Speisesaal, auf einem Tisch brennt eine Kerze. Die Dienerin nimmt diese Kerze und indem sie mich bittet, ihr weiter zu folgen, läßt sie mich ein anderes Gemach durchschneiden, und führt mich hierauf in ein Schlafzimmer ein, das mit mehr Eleganz möblirt und durch den matten Schimmer einer mit einem Lichtschirm versehenen Lampe erleuchtet ist.

»Mein Herr, diese Dame wird sogleich kommen,« sagt das Dienstmädchen, mir einen Stuhl setzend, wollen Sie gefälligst einen Augenblick warten« ... — Hoffentlich wird man mich hier nicht so lange warten lassen, als auf dem Boulevart... — O! nein, mein Herr... die Dame ist angekommen, sie wirft nur noch einen musternden Blick auf ihre Toilette. Es wird bald geschehen seyn.«

Das junge Mädchen lächelt, nimmt ihre Kerze und läßt mich allein. Neugierig sehe ich umher, es ist ein Frauengemach, so viel ist gewieß; bei wem bin

ich aber?... Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll, und fange an, zu fürchten, ich habe mich in meinen Vermuthungen getäuscht. Ich kann nicht umhin, zu lächeln, wenn ich auf das vor mir befindliche Bett sehe... Ein Stelldichein in einem Schlafzimmer!... es wäre schwer, darüber im Irrthum zu seyn, welchen Erfolg man von der Unterhaltung erwartet.

Ich trete an ein Fenster, die Läden sind geschlossen und außerdem noch die Vorhänge herabgelassen; sicherlich, von der Straße aus muß man das Licht in diesem Zimmer nicht sehen dürfen. Wozu so viele Vorsicht, wozu dieses Geheimniß, wenn Clementine es ist, die mich sprechen will? Glaubt sie jezt, seit sie von ihrem Manne getrennt ist, mehr Umsicht in ihren Schritten nöthig zu haben, als früher, wo sie noch bei Herrn Moncarville war? oder wäre jener Mann, den ich bei ihr gesehen, die Ursache?... fürchtete sie seine Blicke, seine Eifersucht? Ach! wäre ich überzeugt, daß dieß der Grund all des Geheimthuns ist, so würde ich die Läden öffnen, mich an das Fenster stellen... und wenn sie bei mir wäre, sie nicht eher verlassen, als bis ihr neuer Geliebter sie in meinen Armen gesehen hätte.

Dieser Gedanke thut mir weh,... ungeduldig gehe ich in dem kleinen Raume umher, der mich umschließt; endlich öffnet man zu den Füßen des Betts eine Thüre, die ich nicht bemerkt hatte; ein Frauenzimmer erscheint... aber es ist nicht Clementine. Es ist Adele! es ist Frau von Harleville!

Die Baronin verschließt die Thüre hinter sich, kommt auf mich zu, und sucht in meinen Augen den Eindruck zu lesen, den ihr Anblick mir verursacht. Bei lezterem war ich so sehr in meinen Hoffnungen getäuscht, es war mir so leid, mich ihr gegenüber zu befinden, daß es sich auf meinem Gesichte malen muß, denn Adele sagt mit kummervollem Tone zu mir: »Sie erwarteten also nicht, mich zu sehen?... — O nein, Madame, ich schwöre es Ihnen!...

Ein Gefühl des Unmuths zeigt sich in ihren Zügen; sie macht einige Schritte im Zimmer umher, sezt sich dann auf eine Ottomane, wo sie eine Weile mit schmollender Miene bleibt. Ich bin in meine Gedanken versunken, verdrießlich, diejenige nicht zu sehen, mit der ich so sehnlich eine Zusammenkunft wünschte, so wie darüber, daß ich mich bei der Frau meines Vaters befinde.

Ich stehe auf mit den Worten: »Da ich nun glaube, Madame, Ihnen jeden noch zurückgebliebenen Zweifel über mein Gefühl benommen zu haben, so will ich mich verabschieden...«

Man hält mich lebhaft am Arme zurück, wobei sie mit bewegterer Stimme ruft: »Nein... bleiben Sie ... ich bitte... ich habe noch mehr mit Ihnen zu reden.«

Ich setze mich wieder, fühle mich aber nicht behaglich, ich zittere... ich fürchte, diese Frau anzuhören, die mich zurückhält, die mich bittet, diese Frau, deren Stimme rührend geworden ist, statt stolz, wie sie ehemals war. Als ich aufstand, waren meine Augen unwillkürlich auf sie gefallen... ich erbebte vor ihrer Schönheit, vor dem Reiz der Verführung, der über ihren ganzen Anzug, ihre ganze Person verbreitet ist. Nie war vielleicht Adele so reizend, und doch ist sie nicht, wie ich sie in Gesellschaft gesehen habe, bedeckt mit Geschmeide, Federn und Blumen; sie hat nur ein einfaches weißes Kleid mit blauem Gürtel befestigt; ihre schwarzen Haare sind auf ihrem Kopf zusammengewunden ohne irgend einen fremden Schmuck. Aber welche Anmuth liegt in diesem Kopfputz, welche Wollust in jeder Falte dieses Kleides!

und wenn man jezt ihren Blicken begegnen, in ihre großen blauen Augen sehen soll, in denen sich die heißesten und süßesten Gefühle malen, wie kann man da ruhig und ohne Verwirrung bei ihr bleiben, im einsamen Gemache, wo Alles Liebe zu athmen scheint?

Glücklicherweise gibt es eine Erinnerung, die meinen Muth stets aufrecht halten, mich vor Gefahr bewahren wird, dessen bin ich gewiß, es ist mir aber nichtsdestoweniger leid, daß ich da bin.

Nachdem mich Adele am Fortgehen gehindert hatte, sank ich auf meinen Stuhl zurück und saß hier mit gesenkten Augen, wie ein Verbrecher, der sein Urtheil enwartet. So bleiben wir noch lange ohne ein Wort zu sprechen; ich werde das Stillschweigen nicht brechen; plötzlich ruft Adele ungestümm aus: »Mein Gott!... wie seltsam ist doch das Herz eines Weibes!... wie kann es sich so sehr ändern... Arthur... Sie haben mich errathen... Sie wissen, was ich Ihnen zu sagen habe... aber Sie haben kein Mitleid mit mir... mit den Qualen, die ich erdulde... Sie wollen mich zu einem Geständniß zwingen.... das nie ein Weib sollte machen müssen. Wohlan! Sie sollen befriedigt werden!... ich liebe Sie, Arthur... ja, ich liebe Sie!... wie ich nie geliebt hatte! ich, di

Anfangs nur Gleichgültigkeit für Sie fühlte!... ich, die über Ihre Erklärungen, Ihre Seufzer lachte! die mich für gesichert davor hielt, daß es Ihnen je gelingen werde, mein Herz zu rühren... mich, die Ihr Feuer... Ihre Verfolgungen beinahe langweilten... ich weiß nicht, was in mir vorgegangen ist!... als ich Sie in der Welt wieder sah, machte ich mich darauf gefaßt, in Ihren Augen Liebe, Eifersucht zu lesen... ich habe nur noch Kälte, Gleichgültigkeit darin gefunden. Ich suchte mich Ihnen zu nähern... Sie flohen mich ... Sie wichen auf die sorgfältigste Weise aus... daran gewöhnt, Sie von Ihrer Liebe zu mir sprechen zu hören, konnte ich die Ruhe Ihres Blicks nicht ertragen... ich fühlte mich verlezt... in meinem Herzen regte sich ein neues Gefühl... Tag und Nacht ging ich mit Ihnen um... Ich war gleichgültig gegen jede andere Huldigung;... gelangweilt von dem, was mich sonst entzückte... habe ich nur an Sie gedacht... an Sie allein, Arthur, von dem ich geliebt seyn will ... ohne den ich nicht mehr leben kann... für den ich bereit bin, jedes Opfer zu bringen; da ich endlich der mich beherrschenden Leidenschaft nicht wiederstehen konnte, habe ich an Sie geschrieben, habe Ihnen dieses Stelldichein gegeben... Klara lieh mir

ihre Wohnung... Wir sind hier in ihrem Hause... Fern von allen eifersüchtigen Blicken... Ich hoffte, Sie würden glücklich seyn, mich hier zu finden... ich täuschte mich..! Nun denn, sind Sie zufrieden? Sind Sie hinlänglich gerächt?... Arthur, ich flehe Sie an, mich zu lieben!...«

Ich kann nicht beschreiben, was ich leide, während sie spricht... Ah! was gäbe ich nicht darum, wenn ich fern wäre!... weit weg von dieser Frau. Sie steht auf, kommt auf mich zu; sie ergreift meine Hand, drückt sie convulsivisch in der ihrigen, wobei sie mir wiederholt:

»Ums Himmelswillen!... Sie antworten mir nicht?... ich bitte, antworten Sie mir wenigstens!...«

»— Madame... wenn Sie wüßten... was die Ursache ist, daß ich jezt nicht mehr kann... nicht mehr darf...«

»— Sie können nicht... Sie dürfen nicht!... ich verstehe Sie nicht, Arthur!«

»— Madame... es herrscht ein Geheimniß, das an irgend Jemand zu verrathen, mir verboten ist... eine unübersteigliche Scheidewand ist von nun an zwischen uns aufgeführt, so daß ich keine andern Gefühle

mehr für Sie hegen darf, als die der Achtung... der...«

»— Ha! es ist zu viel!... glauben Sie, ich lasse mich von Ihnen täuschen... Es besteht, sagen Sie, ein Geheimniß... und dieß Geheimniß hindert Sie, mich zu lieben... was bedeutet dieses Geheimthun? Sprechen Sie, mein Herr, ich will, ich verlange es...

»— Nein, Madame, es ist mir nicht erlaubt, zu sprechen... ich bitte, haben Sie die Güte, mich nur noch wie einen Freund zu betrachten, und glauben Sie, daß ich von meiner Seite...«

»— Welche Erniedrigung!... er stößt meine Liebe von sich! er schäzt mich gering! er verachtet mich jezt... Arthur, wollen Sie mich denn tödten?... bin ich nicht mehr jene Adele, die Sie so sehr liebten... welche Sie immer anzubeten schwuren... die Sie mit so vieler Innigkeit um eine Zusammenkunft baten?... Nun denn, blicken Sie mich doch an, mein Herr... dießmal ist sie es... ja sie ist es, die zu Ihnen kommt!...«

Sanft schiebe ich eine Hand zurück, die sich auf meinen Arm lehnt... Ich will fliehen, mich entfernen... Adele umfängt mich, hält mich noch zurück... In diesem Augenblick läßt sich ein heftiges Geräusch

hören... es scheint man habe eine Thüre eingestossen... Adele bleibt vor Schreck erstarrt, ich horche aufmerksam zu.

In einem Nebenzimmer spricht man ziemlich barsch... man scheint sich zu streiten... ich suche deutlicher zu vernehmen. Plötzlich ruft Adele aus:

»Ich bin verloren!... dieß ist mein Mann... — Herr von Harleville... ach! wenn er mich hier fände... ach! Madame, was haben Sie gethan?... — Er hat mich ohne Zweifel verfolgen und ausspioniren lassen.. Was ist zu thun?... Wenn Sie sich verbergen könnten!...— Mich verbergen vor dem Baron?...— Ich bitte Sie darum, mein Herr... Sie werden mich nicht verderben wollen!... — Aber, Madame... — Sehen Sie... hinter diesem Bett... durch diese Vorhänge versteckt... gehen Sie... schnell.«

Adele schiebt mich in den Bettgang, läßt mich zwischen die Wand und die Vorhänge schlüpfen; kaum bin ich da, als die Thüre, durch die ich eingetreten war, mit Heftigkeit aufgerissen wird, und der Baron von Harleville dringt in unser Gemach.





